

Märchen aus Ostpommern



von Carl Stanitzke

*von Dr. Hilo in Halg i. P. verkauft
überwiegend vom Danziger.*

Märchen aus Ostpommern

Gesammelt von
Carl Staniske
Lehrer in Neuborf
Kreis Kolberg-Röhrin

Mit Buchschmuck
gezeichnet von Wilhelm Schmidt

1. Bändchen

Nachdruck verboten
Uebersetzungsrecht vorbehalten

1928
Selbstverlag



Druck:
C. F. Post'sche Buchdruckerei und Verlag G. m. b. H.
Offseebad Kolberg



K-11-7-614



Märchen.

Wer denkt da nicht seiner eigenen Jugend, wer sieht da nicht helle, erwartungsfrohe Augen lieber Kinder auf sich gerichtet!

Da ist das Paradies, das den Kindern in der Hast und Unruhe unserer Zeit mehr und mehr entriickt. Es ihnen zu erhalten, ist unsere Aufgabe, ist mit Zweck dieses Büchleins, das die alten, schönen, auf dem Boden der Heimat und unseres Volkstums gewachsenen, von Denken und Leben der Bewohner Zeugnis gebenden Märchen der Vergeffenheit entreißen und vor dem Untergange bewahren will.

Die Märchen sammelte ich während meiner Wirkksamkeit in Bussjeken im Kreise Bütow. Diese Gegend, die zu der von Danzig bis Stolp reichenden, ehemals verachteten und verspotteten Kaschubei gehört, zeigt einen reizvollen Wechsel von Landschaftsbildern: von den bewaldeten Bergen, die vielfach mit alten Buchen bestanden sind, blickt man über die grünen, fruchtbaren Täler mit ihren silberhellen Flußbändern und fischreichen, der Eiszeit entstammenden Seen, die blauen, verträumten Kinderaugen gleichen, auf kleine, friedlich daliegende Dörfer, zu denen gewundene Straßen hinführen.

Wir wundern uns deshalb nicht, daß die herrliche Umgebung die Menschen beeinflusste und ihrer Einbildung Flügel und Schöpferkraft gab. So entstanden die Märchen, die sowohl von Gemütsiefe, die sich in der Liebe zu Natur

und den Tieren äußert, als auch von einem prächtigen Humor Zeugnis ablegen.

Der Abgelegenheit und Waldeinsamkeit verdanken wir es aber auch, daß sich hier köstliches Volksgut am längsten und frischesten erhielt.

Mag auch bei einigen Märchen die Gevatterschaft der Grimmschen erkennbar sein, sie sind doch so umgebildet, daß sie nun ihren Platz unter den andern Erzeugnissen heimischer Gestaltungskraft ihren Platz behaupten.

Den größten Teil dieser, wie auch einer Menge weiterer Märchen verdanke ich dem „Nachtrat“ von Wuffken, dem alten Albert Zielke, der mit jugendlichem Feuer und anschaulicher Lebendigkeit zu erzählen wußte. Im großen und ganzen gebe ich sie in Form und Inhalt getreu wieder, bringe auch einige im Niederdeutsch der Gegend, und trage die Märchen nun als frischduftenden Feldblumenstrauß in die Häuser zur Anregung für die Alten, zur Freude für alle.

Herrn Hilfschullehrer Fritz Krüger in Bütow, dem fleißigen Forscher und heimatkundlichen Arbeiter des Kreises Bütow, verdanke ich das Märchen vom weißen Wolf (aus Nr. 11/1927 seiner „Blätter für die Heimatpflege des Kr. Bütow“).

Das Titelblatt zeichnete Fräulein Elsa Walpusti aus Mewe, z. Bt. in Kolberg, und die Bilder fertigte Herr Lehrer Wilhelm Schmidt in Treptow a. N. Beiden danke ich auch an dieser Stelle aufs wärmste, zumal ihnen nur kurze Zeit zur Verjüngung stand.

Auch der Postischen Buchdruckerei in Kolberg spreche ich für das Entgegenkommen meinen verbindlichsten Dank aus.

So ziehe denn wohlaußgerüstet hin, mein Büchlein, ins weite Pommerland und darüber hinaus und erfülle deine Aufgabe getreulich!

Neuborf (Kreis Kolberg-Störlin), November 1928.

Carl Staniske.

Der segnende Reiter.

Ein Weihnachtsmärchen.

Es war einmal in der Mitternachtsstunde der Heiligen Nacht.

Da stand ich und sah nach Osten, wo unsere Brüder ein wehmütiges Christfest feiern.

Und ich dachte, daß dort nun der segnende Reiter, den sie auch den stummen heißen, umgeht und ihre Fluren segnet.

Von Pommern oder Kleinpommern kommt er zu uns herüber nach Großpommern.

Darum hatte ich nach alter, heimatlicher Sitte das Hoftor geöffnet und eine gute Hasergarbe und ein Bünd vom besten Heu vor den Stall gelegt.

Wie ich so stehe und sinne, da sehe ich es plötzlich von Osten licht auf mich zukommen, und vor mir hält er auch schon, der segnende Reiter.

Er sitzt auf einem starken Rappen mit goldenen Hufen. Wenn der auf die Äcker tritt, so bleibt von dem Golde etwas im Boden, und dann werden im Sommer die Saaten so goldgelb.

Der Reiter trägt einen Mantel aus Silber, der ist mit Edelsteinen besetzt und leuchtet so hell wie der Mond und die Sterne. Auf dem Kopf trägt er eine goldene Krone, die ist mit Ähren und Blumen geschmückt, und darunter hängt ihm das lange, goldschimmernde Haar hervor und flattert im Winde, wenn er reitet.

Von seinen blauen Augen ging ein gütiges Leuchten aus, und als ich hineinsah, da fiel von mir alles Sorgen und alles Schwere ab, und mir wurde frei und leicht.

Und ich konnte nicht anders: ich hob die Hände bittend zu ihm empor und mir war es, als wenn er lächelte.

Indem hatte der Rappe sein Mahl beendet und wandte sich, um seinen Weg fortzusetzen. Ich sah, wie er über die Felder sprengte und sein Reiter die Fluren mit erhobener Hand segnete.

Da erwachten die grünen Saaten unter dem Schnee und schüttelten sich freudig und nahmen das Gold in sich auf.

Da wußte ich: nun hat er unser Pommerland gesegnet, und wir bekommen im neuen Jahr eine reiche Ernte!

Glaubst du mir nicht?

So gehe in der Heiligen Mitternacht hinaus und tue, wie ich es getan, und wenn du auch in dieser Stunde geboren bist, so kannst du den segnenden Reiter auch sehen.

Der weiße Wolf.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Töchter.

Als er in die Stadt fahren wollte, fragte er sie: „Was soll ich euch mitbringen?“

Die älteste wünschte sich ein schwarzes Kleid, die zweite ein großes Tuch und die jüngste, seine liebste, ein hübsches Gesangbuch.

Als er nach Hause fuhr und schon weit von der Stadt war, da fiel ihm ein, daß er das Gesangbuch vergessen hatte.

Darüber war er sehr betrübt, aber umkehren konnte und wollte er nicht, denn es war schon spät.

Da begegnete ihm der weiße Wolf. Der fragte ihn: „Was ärgerst du dich?“

„Ja, ich habe meiner Jüngsten ein Gesangbuch versprochen, und nun habe ich das vergessen.“

„Ärgere dich nicht weiter“, sagt der Wolf, „ich will dir ein schönes Gesangbuch besorgen. Aber morgen um diese Stunde mußt du mir das Gesangbuch wiederbringen, und das Erste, was dir im Hause entgegenkommt, gehört mir!“

Der Bauer freute sich sehr und war damit einverstanden; denn er glaubte, sein Hund würde ihm, wie immer, als erster entgegenlaufen.

Doch als er zu Hause ankam, da springt ihm als erste die jüngste Tochter freudig entgegen.

Da erschraf der Bauer und war ganz traurig, und er erzählte ihr sein Erlebnis.

„Ach, Vater, ärger dich doch nicht! Der Kuhhirt hat so viele Mädchen; da mieten wir uns eins und bringen es dem weißen Wolf.“

So tat er und brachte das Mädchen am nächsten Tage zum weißen Wolf: „Hier hast du das Versprochene.“

Der Wolf nahm das Mädchen auf den Rücken und lief durchs hohe Gras, daß es ihm um die Ohren schlug.

Da sagte das Mädchen: „Ach, wenn das mein Vater wüßte, dann würde er mit seinen Kühen hierherkommen!“

„Was, bist du denn nicht die jüngste Tochter des Bauern?“

„Nein, ich bin die Tochter des Kuhhirten.“

Da machte der Wolf kehrt und brachte das Mädchen dem Bauern zurück.

„Bauer“, spricht er, „ich will deine jüngste Tochter haben, sonst zerreiße ich dich und deine Tochter!“

Wieder sprach die Jüngste zum Vater: „Der Besenbinder hat viele Töchter; wir mieten uns eine und bringen sie dem Wolf.“

Und so machten sie es auch, und andern Tags bekam der weiße Wolf sie.

Als er aber mit ihr durch die Birken ritt, sprach sie: „Ach, wenn das mein Vater wüßte, er würde hierherkommen und Ruten schneiden!“

„Bist du denn nicht des Bauern jüngste Tochter?“

„Nein, ich bin des Besenbinders Tochter!“

Sofort drehte er um und brachte sie dem Bauern wieder und drohte ihm noch zorniger als gestern.

Da sagte die Jüngste: „Vater, ich will selbst hingehen, daß Ihr Ruhe habt.“

Und alle, Vater, Mutter und die Schwestern brachten sie hin.

Da sah der Wolf, daß es die Rechte war, und er ritt mit ihr in den Glasberg.

Am Tage war er ein Wolf, aber in der Nacht ein Prinz.

So waren einige Jahre hingegangen.

Eines Tages sagte der Wolf: „Deine älteste Schwester macht Hochzeit. Willst du einmal nach Hause?“

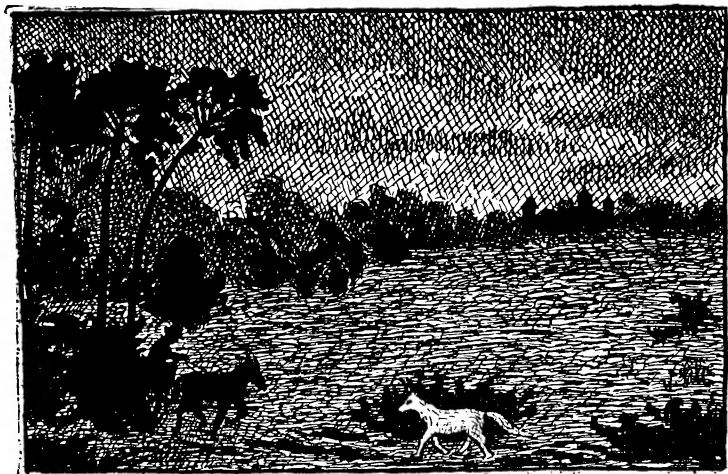
„Ach ja, ich möchte schon! Aber wie komme ich denn dahin?“

„Ich bringe dich hin, aber du darfst nichts erzählen!“ sagte der Wolf. „Dann nimm diese Rute mit, und wenn du nach Hause willst, so klopf dreimal damit; dann kommt eine Kutze und holt dich.“

So geschah es auch.

Die neugierigen Schwestern fragten sie: „Wo warst du? Was ist der Wolf?“ und vieles andere.

Doch sie sagte immer nur: „Ich kann nichts erzählen! Darum frag mich lieber nicht.“



Als es so weit war, klopfte sie mit der Aute dreimal. Da stand eine Kutsche vor der Thür, die brachte sie schnell zum weißen Wolf.

Nach einigen Jahren sagte der Wolf wieder: „Deine andere Schwester macht Hochzeit, möchtest du wohl hin? Aber du mußt treu sein wie das erste Mal!“

Und er brachte sie hin.

Auf der Hochzeit fragten die Schwestern sie aus, aber sie wollte nichts sagen.

Da gaben sie ihr Wein zu trinken. Davon wurde sie berauscht und erzählte nun alles.

Die Hochzeit ist zu Ende, da klopft sie dreimal mit der Aute, aber keine Kutsche kommt. All ihr Jammern und Wehklagen hilft nichts.

Nun ist's aus mit Freude und Spiel und Braten und Kochen; jetzt muß sie früh aufstehen und Dreschen gehen und Suppartoffeln essen.

Das gefiel ihr gar nicht, und sie wollte zum weißen Wolf zurück.

Da machte sie sich auf und ging in den Wald und kam an ein kleines Haus. In das trat sie und fand eine alte Frau.

„Wohin willst du?“ fragt die.

Da erzählte sie weinend, wie es ihr ergangen ist.

„Ja“, sagt die Alte, „du warst nicht treu. Jetzt hat er schon eine andere; aber du wirst doch die Seine werden. Ich werde dir Hühner kochen; die ißt du auf. Die Knochen mußt du aber sorgsam aufheben, sonst kannst du nicht in den Glasberg hineinklettern.“

Als sie gegessen hatte, gab die Alte ihr ein Spinnrad, eine Haspel und einen Stuhl mit.

„Wenn du den Glasberg hoch bist“, spricht sie, „setz du dich hin und spinnst vor der Thür. Die Frau wird dann herauskommen, um dir diese Sachen abzukaufen. Sage ihr dann, du willst dir das verdienen.“

Das Mädchen ging hin und tat, wie ihr die Alte gesagt hatte.

Es kam an den Glasberg und stieg mit Hilfe der Hühnerknochen hinauf.

Doch, o weh! ganz reichen sie nicht!

Da schneidet sie schnell einen Finger ab und kommt nun hinauf.

Im selben Augenblick öffnete sich die Thür, und die Frau kam heraus. Sie besah die netten Sachen und wollte das Spinnrad kaufen.

„Verkaufen kann ich nicht“, spricht das Mädchen, „ich will mir das verdienen.“

„Was willst du dafür haben?“

„Laß mich mit deinem Mann allein!“

Die Frau gab dem weißen Wolf aber recht viel Wein zu trinken, und er rührte sich nicht, soviel das Mädchen ihn auch rüttelte und schüttelte. So konnte sie nicht mit ihm sprechen.

Am andern Tag gefiel der Frau die Haspel, und sie wollte sie gern haben. Wieder handelten sie miteinander, und schließlich wurden sie einig, daß das Mädchen mit dem weißen Wolf allein bleiben sollte.

Doch gab die Frau ihm vorher wieder schnell Wein, und so war er auch heute so berauscht, daß er sich nicht rührte.

Am dritten Tage wollte die Frau auch das Stühlchen haben.

Das Mädchen sprach aber wie an den andern Tagen. Schließlich gestand ihr die Frau zu, wieder mit dem weißen Wolf allein zu bleiben.

Als sie ihm aber Wein gab, trank er ihn nicht, sondern goß ihn in den Busen.

Zu dem Mädchen sprach er: „Du warst mir untreu, aber du hast um mich gelitten. Du warst meine erste Frau und sollst es wieder werden.“

Am nächsten Morgen sitzen sie beim Frühstück. Da fragt der weiße Wolf seine Frau: „Welcher Schlüssel schließt am Schloß am besten?“

„Der alte“, antwortet sie.

„So ist es! Nun höre: ich hatte eine Frau, und die soll nun wieder die Meine werden. Darum mußt du gehen. Aber du sollst nicht arm von mir gehen. Nimm dir Geld, soviel du willst, und kehre zu deiner Mutter zurück!“

So wurde die Bauerntochter wieder die Frau des weißen Wolfes, und es ging ihr gut, und sie lebten glücklich.

Eines Tages kommt die Alte vom Walde zu ihr und fragt: „Wie wurde er, und wie ist er jetzt?“

„Ach“, sagt die Frau, „ich bin sehr zufrieden. Aber ich möchte gern, daß der weiße Wolf auch am Tage ein Mensch ist.“

„Da kann ich dir helfen! Heize den Backofen tüchtig, mach' ihn glühend. Wenn der weiße Wolf schläft, so nimm seinen Pelz und wirf ihn in den Backofen. Dann ist er erlöst.“

Als eines Abends der weiße Wolf müde nach Hause kommt, wundert er sich, daß die Frau den Backofen so geheizt hat.

Doch sie beruhigte ihn: „Ich will Kuchen backen.“

Da legte er sich ruhig schlafen.

Die Frau nahm den Pelz des weißen Wolfes und warf ihn in den glühenden Ofen.

Da gab es einen gewaltigen Knall.

Im selben Augenblick erwachte der weiße Wolf und spricht: „Nun bin ich erlöst! Wir können jetzt nach Hause gehen!“

Und er war ein Prinz und sie seine Prinzessin, und sie gingen zu seinen Eltern in sein Königreich. Da ging es allen gut.

Ob sie heute noch leben, weiß ich nicht; ich war lange nicht da.

Wie der Kuhhirt den Teufel betrog.

Es war einmal ein armer Kuhhirt.

Der hatte nur eine Frau und weiter nichts, kein Kind und kein Kind.

Eines Tages war Jahrmarkt in der Stadt. Da sagt er zu seiner Frau: „Mutter, ich werde morgen auch zur Stadt hin.“

„Ach, Vater,“ spricht sie, „was willst du da? Du hast ja doch kein Geld.“

„Na, Mutter,“ antwortete er, „ich könnte vielleicht etwas finden! Wollen mal sehen!“

Und er geht hin und läuft den ganzen Tag hin und her, straßauf, straßab, findet aber nichts. Gegen Abend macht er sich auf den Heimweg.

Ein Endchen aus der Stadt findet er einen Frauenschuh. „Nimm ihn mit,“ denkt er. „Du läßt noch einen dazu machen; dann hat Mutter ein Paar Schuhe. Das kommt billiger.“

Wie er durch den Wald geht, begegnet ihm ein Teufel; daß war aber ein ganz dummer.

„Was hast du da in der Hand?“ fragt er und sieht auf den Schuh.

„Was ich in der Hand habe?“ sagt der Hirt. „Das ist eine Seelenfalle.“

Wie der Teufel das hört, schreit er: „Verkauf sie mir doch!“

„A, wo werd' ich denn das!“ antwortet der Hirt.

„Ich geb' dir auch 100 Taler,“ sagt der Teufel.

„Na, denn mag 's drum sein,“ antwortet der Hirt.

Der Teufel zahlt ihm 100 Taler und nimmt den Schuh.

Bergnügt geht der Hirt nach Hause, zeigt das viele Geld und spricht: „Siehst du, Mutter, nun habe ich doch etwas gesunden.“

Der Teufel will gleich seine Seelenfalle anwenden und freut sich schon auf die vielen Seelen, die er nun fangen wird. Er stellt den Schuh auf den Weg und versteckt sich hinter einem Baum.

Bald kommt eine Frau, sieht den Schuh und geht dicht heran. Sie besuckt ihn und hält den Fuß daneben.

Da denkt der Teufel: „Die erste hast du!“ und fährt auf sie los. Aber als er dicht bei ihr ist, kann er ihr nichts tun.

So ging es ihm auch beim zweiten und dritten Menschen; er bekam keinen.

Da nimmt er den Schuh, geht zur Hölle, zeigt ihn dem alten Teufel und erzählt ihm die Geschichte.

Der nimmt eine Eisenstange und belegt ihn. „Du dummer Teufel, hast dich vom Kuhhirt betriegen lassen! Hast einen Schuh für 100 Taler gekauft!“ schreit er zornig.

Danach spricht er: „Hier hast du noch 100 Taler! Nun geh' zum Kuhhirt und mache eine Wette, aber du mußt die 100 Taler zurückgewinnen. Ihr werdet Kartoffelkraut mähen. Weissen Senfe am glattesten abschneidet, und wer das längste aushält, der hat gewonnen.“

Der Teufel nimmt die 100 Taler und geht zum Kuhhirt.

„Guten Tag!“ bietet er ihm die Zeit.

„Schönen Dank, alter Freund!“ antwortet der. „Was bringst du mir?“

„Ich will mal mit dir eine Wette machen,“ sagt der Teufel; „wollen Kartoffelkraut mähen. Weissen Senfe am besten abschneidet, und wer am längsten aushält, der hat gewonnen. Ich sehe 100 Taler.“

„Gut“, entgegnete der Hirt, „ich nehme an. Aber erst werde ich meine Sense fertig machen.“

„Verstehtst du das?“ fragt der Teufel.

„Ja natürlich!“

„So mach' mir doch meine auch fertig.“

„Das will ich schon tun.“

Er geht hinaus, klopft seine Sense und macht sie fein scharf. Dann nimmt er ein altes Eisen und fährt auf der Sense des Teufels hin und her, daß sie ganz hartig wird und nicht schneidet.

„So“, sagt er dann zum Teufel, „nun wollen wir gehen!“

Auf dem Kartoffelfeld muß der Teufel vornan mähen, weil er die Wette angetragen hat.

Er haut ins Kraut, was er kann, daß ihm der helle Schweiß herunterläuft. Aber das Kraut schlägt ihm um die Ohren und reißt, doch nichts schneidet er glatt ab.

Gemächlich kommt der Kuhhirt hinterdrein, bleibt aber dem Teufel immer auf den Hacken und schneidet ganz glatt ab. Er schwitzt nicht einmal dabei.

Der Teufel fucht sich ein- ums andremal um. Mit einmal spricht er: „Ach was, wollen anhalten. Ich seh schon, du hast gewonnen.“

„Noch nicht“, sagt der Hirt, „mäh' man noch!“

Der Teufel mäht immer wütender und holt immer weiter aus, doch das Kraut geht nicht glatt ab. Aber der Hirt schneidet es ganz glatt ab und bald überholt er den Teufel und fordert ihn zu größerem Fleiße auf.

Da schmeißt der Teufel die Sense und schreit: „Mäh', so lange du willst! Du hast gewonnen, und ich mäh' nicht mehr!“

„Meinetwegen!“ jagt der Hirt, nimmt die Sense, steckt die 100 Taler ein und geht nach Hause.

Der Teufel kehrt in die Hölle zurück und berichtet dem Oberteufel.

Der bearbeitet ihn noch kräftiger mit der Eisenstange und schilt: „Du bist ein ganz dummer Kerl! Kannst nicht mal den Kuhhirt überlisten. — Hier hast du noch 100 Taler. Du wirst noch eine Wette mit ihm machen. Ihr werdet einen Stein in die Luft schmeißen. Welchen Stein am längsten in der Luft bleibt, der hat gewonnen.“

Der Teufel nimmt das Geld und geht mit der neuen Wette zum Hirten.

„Ich bin dabei,“ sagt der Kuhhirt.

Er hat einen kleinen, weißen Vogel in der Kammer, den er vor kurzem gefangen hat. Den steckt er heimlich in den Ärmel, und nun gehen sie.

Auf dem Felde spricht der Hirt: „Nun wirf man deinen Stein in die Luft!“

Der Teufel wirft, und es dauert eine halbe Stunde, ehe der Stein herunterkommt.

„Du hast gut geworfen,“ sagt der Hirt, „aber wenn ich



schmeiße, so kommt der Stein gar nicht mehr herunter,“ und wirft den Vogel in die Luft.

Sie warten — eine Stunde — und noch eine — — es wird Mittag, und der Stein kommt immer noch nicht herunter.

Da sagt der Teufel ganz kleinlaut: „Das hätte ich nicht gedacht. Du hast wieder gewonnen,“ und zahlt die verlorene Wette.

In der Hölle verhaut ihn der Oberteufel, daß ihm Hören und Sehen verging. „Du Dummkopf, solchen dämlichen Teufel habe ich in der ganzen Hölle nicht mehr!“ schreit er. „Aber einmal mußt du doch gewinnen. Hier

hast du wieder 100 Taler. Jetzt werdet ihr in einen Baum hauen. Welchen Stieb den stärksten Knall gibt, der hat gewonnen."

Der Teufel reibt sich das Hinterteil und geht zum Kuhhirt. Der sitzt und raucht eine Pfeife und sieht den ein wenig lahmen und sich die Hinterseite reibenden Teufel schmunzelnd an.

"Na, mein Freund, du willst wohl wieder mit mir wetten?" begrüßt er ihn. "Um was soll es heute gehen?"

Der Teufel schlägt ihm die Wette vor.

"Das können wir gleich machen," sagt der Kuhhirt. Er sucht die Axt vor, nimmt noch einen alten Sack, und sie gehen.

Im Walde suchen sie eine uralte, dicke Eiche aus.

"So," jagt der Hirt, "nun hau 'mal rein!"

Der Teufel nimmt die Axt mit beiden Händen, geht zurück, springt zu und schlägt. Die Axt geht bis zum Ohr hinein und es gibt einen lauten Knall.

"Das hat tüchtig getunnelt," sagt der Hirt. "Aber wenn ich hineinhaue, so fällst du gleich hin und bleibst zwei Stunden wie tot liegen."

Der Teufel hat schon genug von der Stärke des Hirten gesehen. "Meinst du?" sagt er ganz kleinlaut.

"Ja," antwortet der Kuhhirt. "Aber ich habe zur Sicherheit schon einen alten Sack mitgebracht. Leg' dich nur hin. Ich werde dir den Kopf bebinden; das setzt den Druck etwas ab."

Das gefiel dem Teufel. Er legte sich hin und ließ sich den Kopf zubinden.

Dann dreht der Kuhhirt die Axt um und schlägt ihm mit der stumpfen Seite kräftig vors Ohr.

Der Teufel springt auf: "Das war aber ein fürchterlicher Druck, und ich wäre wirklich umgefallen. Du kannst doch besser als ich und hast gewonnen."

Der Kuhhirt bindet ihm den Kopf los und nimmt vergnügt das Geld.

Mit Angst geht der Teufel zur Hölle. Ihm klappern alle Knochen, wenn er an letztesmal denkt. Wie wird's bloß heute werden!

Und richtig! Alle Teufel in der Hölle liefen zusammen, als er brüllte, und der Kuhhirt konnte es hören, und ich auch, so verwallte ihn der Oberteufel.

„Ich werde dich noch einmal schicken,“ spricht der Teufel dann. „Gewinnst du dann nicht, dann ist alles vergebens. Ihr werdet um die Wette laufen. Wer am schnellsten kann, der hat gewonnen. Aber strenge dich nur an!“ und er gibt ihm wieder 100 Taler.

Der Teufel geht ächzend und schimpfend zum Kuhhirten und schlägt ihm die Wette vor.

„Freut mich, daß du wieder da bist,“ sagt der Hirt. „Ich bin gleich dabei.“

Der Kuhhirt wußte, daß auf einer Stelle auf dem Felde ein Hase schlief. Der kannte ihn schon lange und war so zuversichtlich, daß er ihn dicht an sich herankommen ließ.

Dorthin geht der Hirt mit dem Teufel und spricht dabei: „Du, das ist dir wohl gleich, ob ich laufe oder mein Bruder?“

„Ja, das ist mir gleich! Aber wie heißt denn dein Bruder?“

„Martin!“

„Und wo wohnt er?“

„Hier bald!“

„Dann ist 's gut!“

Wie sie näherkommen, ist auch der Hase richtig da.

„So,“ sagt der Kuhhirt, „da ist mein Bruder. Der liegt und schläft. Du mußt gut aufpassen. Wenn ich rufe, dann läuft er gleich los. Dann mach', daß du hinterher bist.“

Wie sie nahe dran sind, bleibt der stehen. „Nun paß auf!“

Dann schreit er: „Martin, Martin!“

Der Hase springt auf und setzt los, der Teufel hinterher. Der Hase rennt immer schneller, und der Teufel versucht es auch. Aber bald sieht er, daß er nicht mitkommt.

Da ruft er: „Martin, komm zurück! Du hast gewonnen!“

Aber der Hase springt in langen Sätzen davon und ist bald verschwunden.

Ganz außer Atem kommt der Teufel zum Hirten zurück und spricht: „Dein Bruder läuft ja viel schneller als ich. Ich rief ihn immerzu, aber er kommt gar nicht zurück.“

Sagt der Hirt: „Nun solltest du aber erst mit mir laufen! Nach ein paar Schritten siehst du mich schon nicht mehr.“

„Na, denn wollen wir lieber nicht laufen! Nimm nur die 100 Taler.“

Damit ging er zur Hölle zurück und ließ sich nicht mehr sehen.

Der Kuhhirt aber sagte zu seiner Frau: „Siehst du, das habe ich vom Marktgehen!“

Nun waren sie reiche Leute und konnten sich ein Haus mit Garten und Land kaufen und lebten vergnügt bis an ihr Ende. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Vom Schäfer Wilhelm.

I. Die Geschwister.

1. Von der Schäferfamilie.

Es war einmal ein Schäfer. Das war ein arbeitsamer, stiller und zufriedener Mensch. Ihm gehörte ein kleines Haus; das lag weitab vom Dorfe und noch weiter von der Stadt. Aber das machte nichts, denn ins Dorf ging er selten und in die Stadt gar nicht. Beim Hause lag sein Stück Land. Darauf weidete er seine kleine Schafherde, und die ernährte seine Familie.

Die Schäfersleute hatten einen Sohn und eine Tochter, die hießen Wilhelm und Verta. Die Kinder machten ihnen Freude, und so lebten sie glücklich und kamen gerade durchs Leben.

Die Jahre vergingen. Die Kinder wuchsen heran, und die Eltern wurden alt.

Eines Tages starb die Mutter. Da mußten sie ein paar Schafe verkaufen, um sie beerdigen zu können.

Nach kurzer Zeit starb auch der Vater, und die Kinder mußten wieder einige Schafe zu Geld machen, damit sie auch den Vater begraben konnten.

Ihnen blieben nur noch sechs Schafe.

„So“, sagte Wilhelm zu Verta, „nun haben wir nur wenig Schafe, aber wir werden uns schon durchhelfen. Ich werde die Schafe besorgen, und du wirst das Haus versehen. Da wird es schon gehen.“

So gingen einige Jahre hin, und sie lebten still und zufrieden, wie es schon früher war.

2. Wie Wilhelm einen Tausch macht.

Eines Tages hütete Wilhelm die Schafe dicht am Walde.

Mit eins trat ein kleines, altes Männchen aus dem Busch. Das hatte ein Gewehr übergehängt, eine Jagdtasche an der Seite und drei Hunde bei sich.

Das sagte: „Guten Tag, Wilhelm! Es geht wohl auch nicht sehr mit deinem Schäfergeschäft?“

„Na, es geht so leidlich! Ich bin zufrieden“, antwortete Wilhelm.

„Weißt du was?“ sagte darauf das Männchen, „wir wollen ein Tauschgeschäft machen. Ich bin alt und möchte schon gern still sitzen. Gib mir dein Haus mit dem Land und die Schafe. Ich gebe dir dafür mein Gewehr, die Jagdtasche und die Hunde. Du bist jung, kannst in die Welt hinaus und fröhlich jagen und viel erleben. Da wird dir der Tausch nicht leid tun.“

„Gut!“ erwiderte Wilhelm, „den Tausch mache ich gern. Das kann mir gefallen!“ und schlägt kräftig in die dargebotene Hand ein.

„So“, sagte das Männlein, „hier hast du denn die Flinte, die Jagdtasche voll Patronen und die Hunde. Sie heißen: „Raden-Las nimmer los“ der erste, „Brich Eisen und Stahl“ der zweite und „Weichwind wie der Wind“ der dritte.

Und hier gebe ich dir noch ein Pfeifchen. Sollten dir die Hunde einmal abhanden kommen, so pfeife nur drauf. Schnell kommen sie dann, und wenn sie auch noch so weit weg wären. Aber hüte das Pfeifchen gut und sage ja niemand davon, daß es dir nicht gestohlen wird!“ Mit diesen Worten reichte er Wilhelm eine kleine Pfeife, die er in die Westentasche steckte.

Der Handel war gemacht, und fröhlich pfeifend ging Wilhelm zu Berta. Das war recht nach seinem Sinn, daß war doch etwas anderes als nur immer Schafe hüten!

Ganz erstaunt guckt Berta ihn an. „Nanu, Wilhelm, was hast du da?“

3. Im Walde.

„Komu, Schweiter, das alte Leben hier hat ein Ende; jetzt gehen wir in die Welt!“ antwortet er stolz. „Ich werde Wild schießen, und du wirst es braten. Dann werden wir mit der Zeit schon irgendwo ein Unterkommen finden.“

Nun erzählte er ihr von seinem Tausch, und Berta hieß es gut, denn auch ihr gefiel das stille Leben schon lange nicht mehr.

So wanderten sie weit in den Wald hinein.

Wochenlang waren sie nun schon in dem großen Walde und wußten nicht, wo sie waren. Sie hatten noch nicht einen

Menschen getroffen. Sie lebten von dem geschossenen Wilde und schliefen nachts auf Moos.

Eines Abends sehen sie in kurzer Entfernung Licht. Sie gehen drauf zu und kommen an ein kleines Haus.

„Hier werden wir ja Menschen antreffen; da wollen wir eintreten“, sagt Wilhelm und öffnet die Tür.

4. Das Räuberhaus.

Aber was sehen sie!

Zwölf wilde Räuber sitzen um einen gedeckten Tisch, essen und trinken fröhlich und erzählen laut prahlend von ihren Heldentaten.

Sogleich springt der Räuber an der Tür auf.

„Holla, du kommst uns gerade recht mit dem schönen Mädchen; das fehlt uns hier!“ schreit er. „Und dir werden wir gleich das Licht ausblasen“.

„Na, na, man langsam!“ sagt Wilhelm. „So weit sind wir ja noch nicht. Ihr werdet es doch nicht so eilig haben?“

„Du sprichst ja recht feck, Bürschchen!“ ruft der Hauptmann. „Aber du sollst gleich sehen, was geschieht. Auf, Kameraden, schneidet ihm den Hals ab!“

„Oho! Da habe ich doch auch noch ein Wörtchen mitzureden!“ antwortet ihm Wilhelm. „Packen-Las nimmer los, Brich Eisen und Stahl, Geschwind wie der Wind, auf sie!“

Und wie der Blitz springen die Hunde sie an, werfen sie zu Boden und zerreißen sie.

Doch einer war schnell in eine Ecke gesprungen und hatte sich in ein Spind versteckt, ohne daß Wilhelm und die Hunde es gemerkt hatten.

„So“, sagte Wilhelm zu Berta, „nun gehört uns das Haus, und hier wollen wir wohnen. Ich werde die Kerls hinaus-schmeißen, und du machst schnell das Haus sauber.“

Als alles fertig war, setzten sie sich und aßen und tranken und legten sich dann schlafen.

In der Frühe des andern Tages stand Wilhelm auf und ging hinaus, um zu jagen. Berta blieb noch liegen. Es war doch schön, nach so langer Zeit wieder einmal in einem Hause zu sein und im Bett liegen zu können! Sie hatte ja auch nicht viel zu tun.

So lag sie und hörte zu, wie Wilhelm sich mit den Hunden entfernte.

5. Der gerettete Räuber.

Kaum war sie am Einschlafen, da schrak sie auf: aus der Ecke kam ein Mann, ein hübscher Kerl, wie sie sich sagte, aber doch ein Räuber.

Doch er beruhigte sie: „Habe nur keine Angst, ich tue dir ja nichts. Du gefällst mir, und wenn du willst, bleibe ich immer bei dir. Ich komme immer, wenn dein Bruder auf der Jagd ist. Aber du darfst mich nicht verraten!“

Die schmeichlerischen Worte betörten Berta, und so wurde sie die Braut des Räubers und hinterging ihren Bruder.

6. Berta und der Räuber wollen Wilhelm vernichten.

Das ging so längere Zeit, ohne daß der etwas merkte. Gern hätten sie ihn getötet, aber sie getrauten es sich nicht wegen der Hunde, die immer um ihn waren. So sann und sann sie, wie sie ihn los werden konnten.

Eines Tages sprach der Räuber: „Ich hab's! Stell dich krank, sehr krank, is und trink nichts, wenn Wilhelm kommt. Ich weiß ein Zauberichloß, hundert Meilen weit im Walde nach Osten. Das ist nachts zwischen 11 und 12 Uhr offen. In dem darf man nur eine Stunde bleiben. Wer länger drin verweilt, ist ewig gefangen.“

Wenn du jammerst, wird Wilhelm fragen, was er für dich tun kann. Dann erzählst du ihm von dem Schloß und sagst: „Mir träumte von einem großen Schloß; das steht hundert Meilen weit im Walde nach Osten. Darin gibt es schöne Pflaumen. Wenn ich davon esse, dann werde ich gesund. Aber du kannst erst nachts um 11 Uhr hinein.“

7. Der gute Bruder.

Wie gesagt, so getan.

Als Wilhelm nachmittags von der Jagd heimkam, lag Berta im Bett, jammerte und stöhnte und schien schwer krank zu sein, so daß Wilhelm erschrak.

Besorgt rief er aus: „Schwehsterchen, was fehlt dir? Wenn ich doch etwas für dich tun könnte!“

„Das kannst du“, sagte sie mit matter Stimme. „Hundert Meilen weit im Walde nach Osten steht ein großes Schloß. Da wächst ein Baum mit schönen Pflaumen. Mir hat geträumt, wenn ich von diesen Pflaumen essen könnte, dann würde ich gesund werden.“

„Nun, dann will ich sie dir holen!“ rief Wilhelm freudig aus.

„Ja, aber die Türen sind verschlossen. Du kannst nur nachts zwischen 11 und 12 Uhr hinein“, klagte Berta.

„Macht nichts, ich werde mich schon einrichten“, entgegnete Wilhelm und eilte davon.

Er wanderte Tag und Nacht und fand glücklich das Schloß. So wie die Uhr 11 schlug, öffneten sich die Tore von selbst, und er ging hinein. Er fand auch bald den Pflaumenbaum, pflückte die Taschen voll und ging schnell, ohne sich im Schlosse umzusehen, zurück.

„Hier bringe ich dir die Pflaumen, Schwesterchen,“ sprach er glücklich, „und nun wirst du schnell gesund.“

Berta tat freudig, aber innerlich war sie zornig, daß ihre List nicht gelungen war. Sie schickte Wilhelm auf die Jagd.

Dann kam der Räuber wieder hervor und sprach: „Sage ihm: Die Pflaumen haben mir wohl etwas geholfen, aber ich bin noch lange nicht gesund. Mir träumte, in einem andern Zimmer des Schloffes steht ein Baum mit den herrlichsten Birnen; die würden mich gesund machen. Einmal wird er doch drin bleiben.“

Als Wilhelm von der Jagd zurückkehrte, sagte die ungetreue Schwester ihm, wie ihr der Räuber geraten hatte.

Wiederum machte er sich sofort auf und fand die Birnen im Schlosse, pflückte schnell die Jagdtasche voll und eilte zur Schwester zurück.

In seiner Freude sah der gutmütige Wilhelm auch diesmal nicht, daß Bertas Freude über seine schnelle Rückkehr nur Heuchelei war.

Als er wieder auf die Jagd gegangen war, belehrte der Räuber sie aufs neue: „Sage ihm, daß dir nach den Birnen noch besser geworden sei. Aber du bist noch nicht ganz gesund. Jedoch hat dir geträumt: Im selben Schlosse im Zimmer Nr. 12 ist ein Baum mit den allerfeinsten, goldgelben Äpfeln. Die würden mich ganz gesund machen. Zeige ihm auch ein freundliches Gesicht, daß er sieht, wie es dir schon besser geht. Dann wird er sich mehr Zeit lassen.“

Wilhelm war abends länger auf der Jagd geblieben. Er freute sich, als er die Schwester besser fand. Sie sagte ihm die Worte, die ihr der Räuber eingegeben hatte.

Fröhlich sprach Wilhelm: „Dann gehe ich nochmal hin.“

8. Das schöne Schloß.

Er fand im Schlosse das Zimmer mit den Äpfeln und pflückte die Jagdtasche voll. Aber weil die Schwester doch schon soviel besser war, hatte er es nicht so eilig und wollte sich erst das Schloß ansehen.

Er stellte das Gewehr an die Wand, hängte die Jagdtasche daran, und die Hunde legten sich daneben. Dann ging er aus einem Zimmer ins andere, und das nächste war immer schöner. Er bewunderte die schönen Bilder, den prächtigen Schmuck von blinkendem Silber und Gold und die funkelnden Edelsteine; die leuchteten wie die Sonne und der Mond und die Sterne zusammen.

Darüber war die Stunde vergangen; er mußte aber nicht, daß sich die Tore um 12 Uhr schlossen. Nachdem er sich das Innere des Schloßes ansehen hatte, wollte er es auch von außen betrachten und ganz herumgehen.

Kaum war er draußen, da schlug es 12, und im selben Augenblick schlugen die Türen hinter ihm mit lautem Krach zusammen, daß er erschrak.

Nun stand er da! Aber alles half nichts: Gewehr, Jagdtasche mit Äpfeln und Hunde waren drin, waren weg.

9. Der Verrat des Paares an Wilhelm.

Betrübt geht er zu Berta zurück und spricht: „O Schwesterchen, wie ist es mir diesmal ergangen! Gewehr, Jagdtasche, Hunde, alles habe ich verloren!“

Da springt sie gesund und frisch aus dem Bett und der Räuber aus seinem Versteck.

„Endlich haben wir dich! Lange genug haben wir auf diesen Augenblick gewartet!“ jubelte sie, und der Räuber greift den ahnungslosen Wilhelm und drückt ihn auf einen Stuhl. Die falsche Berta aber bindet den eigenen Bruder mit starken Stricken fest.

Dann rücken sie ihn mit seinem Stuhl in die Mitte der Stube und höhnten ihn: „So, nun sieh zu, wie es uns schmeckt! Du bekommst aber nichts. So lange du es ohne Essen aushältest, sollst du hier sitzen. Dann schmeißen wir dich auch auf den Dunghaufen, wie du es mit den andern gemacht hast.“

So wollten sie ihn grausam verhungern lassen, und damit er sich noch sehr ärgern sollte, küßte die herzlose Schwester den Räuber und war freundlich zu ihm, wie sie zu Wilhelm nie gewesen war.

Der war wie betäubt. Er konnte es nicht fassen, daß dies falsche, grausame Weib seine liebe Schwester sein sollte. So saß er stundenlang da, ohne ein Wort zu sagen.

10. Wilhelm's Errettung.

Wie er so grübelt, fällt ihm mit einmal ein: „Der Dau= send, du hast doch noch dein Pfeifchen!“

„Schwester“, spricht er, „wenn ich doch schon sterben muß, so tu mir noch einen Gefallen vor meinem Tode. Du weißt, daß ich immer gern gepfeifen habe. Nun möchte ich doch noch einmal auf meinem Pfeifchen pfeifen, das ich noch bei den Schafen hatte. Es liegt in der Ecke auf dem Fenster. Gib es mir doch!“

„Na, das magst du haben“, sagte sie, ohne zu wissen, was es damit auf sich habe. Sie steckt ihm die Pfeife in den Mund.

11. Die Strafe der beiden.

Doch kaum hat er ein paar Töne gepfeifen, da wird die Thür aufgestoßen und die Hunde stürzen im vollen Lauf herein. Gewehr und Jagdtasche haben sie mitgebracht. Der eine zerbeißt Wilhelm's Bande, die andern zerreißen den Räuber, und im Nu ist er frei.

„So“, spricht er da zornig zu der erschrocknen Berta, „nun bin ich frei; aber dir soll das gleiche geschehen, was du mir antun wolltest!“

Er band sie und hängte sie mit dem Kopf nach unten an den Balken. Dann legte er ein Bündel Heu darunter und stellte einen Eimer Wasser daneben.

„Nun friß und lauf, so lange es dir gefällt! Hole dir meinetwegen auch deinen Räuber zur Gesellschaft, du verkommenes Frauenzimmer.“

Mit diesen Worten nahm er Gewehr und Jagdtasche und ging mit seinen Hunden weiter in die Welt.

Die teuflische Berta aber mag da heute noch hängen.

II. Wilhelm wird durch seine Thaten König.

1. Wilhelm in der Königsstadt.

Im Weitergehen denkt Wilhelm: „Nun bist du ganz allein. Was sollst du da im Walde? Mußt doch unter die Menschen gehen.“

Und so wendet er sich und geht nach Westen, immer weiter, tagelang.

Endlich kam er zu einer Stadt, die war ganz schwarz. Die Häuser waren mit schwarzem Flor bekleidet, aus den Fenstern hingen schwarze Fahnen, und die Menschen trugen Trauerkleider. Ja, sogar die Straßen waren schwarz. Darüber wunderte Wilhelm sich sehr. Er kehrte in ein Wirtshaus ein und fragte den Wirt nach dem Grunde.

Der sagte: „Du bist wohl von weit her, daß du es nicht weißt? Hinter der Stadt ist ein schrecklicher Drache mit zwölf Köpfen. Der will alle Jahre eine Jungfrau haben. Nun ist im ganzen Reiche kein Junamädchen mehr als nur die Königsstochter, und die will er sich morgen holen. Darum trauert die ganze Stadt und das ganze Land.“

„Könnte man sie nicht erlösen?“ fragte Wilhelm.

„Wo denkst du hin? Der Drache würde ein ganzes Meer vernichten. Bekommt er aber keine Jungfrau, so zerstört er die ganze Stadt und verwüstet das ganze Land.“

Am andern Morgen drängten sich die Menschen auf der Straße. Die Frauen und Kinder weinten. Alle warteten auf die Prinzessin, um sie noch einmal zu sehen. Wilhelm kaufte sich schnell noch einen Hirschfänger und stellte sich dann auch an die Straße.

Bald kam die Prinzessin angefahren. Sie saß in einem schwarzen Wagen, der von vier schwarzen Pferden gezogen wurde, und war ganz schwarz angezogen. Als die Leute ihr liebes Prinzchén sahen, weinten sie ganz laut und gaben ihr bis an das Tor das Geleit.

Hinter dem Tor war ein Berg, von dem der Drache sich die Jungfrau abholte. Da hielt der Kutscher, und die Prinzessin stieg ab und ging zu Fuß hinauf, denn keiner durfte mitgehen.

2. Wilhelm will die Prinzessin erlösen.

Wilhelm war ihr nachgefolgt, und als sie den Berg hinaufgehen wollte, sprach er hinter ihr: „Prinzessin, ich will dich erlösen!“

Sie wandte sich um und sprach: „Wenn du das könntest, so sollst du mein Mann werden, und mein Vater würde dich sehr reich machen. Aber das ist ja nicht möglich. Darum schone dein Leben, und gehe schnell zurück!“

Doch Wilhelm sprach zuversichtlich: „Laß mich nur mit dir gehen!“

Da zog die Hoffnung in ihr Herz, und sie willigte gern ein.

Der Drache war nicht auf dem Berge. Da rief Wilhelm seine Hunde dicht heran, und so warteten sie.

Es dauerte auch nicht lange, da hörten sie den Drachen kommen. Er schnob und fauchte, und der ganze Berg dröhnte.

3. Wilhelm tötet den Drachen.

Als das furchtbare Ungetüm Wilhelm sah, wurde es ganz wütend. Es schlug den Boden mit dem Schwanz, daß die Erde umherflog. Seine grünen Augen funkelten boshaft, und aus seinem entsetzlichen Maul spie es feurigen Qualm.

Schon wollte sich der Drache auf Wilhelm stürzen, da warf er seinen Hirschfänger nach ihm und rief: „Packen-Lak nimmer los, Brich Eisen und Stahl, Geschwind wie der Wind, auf ihn!“

Im selben Augenblick hatten die Hunde dem Untler drei Köpfe abgerissen. Furchtbar brüllend lag es da und schlug wild um sich. Im nächsten Augenblick erhob es sich, um sich auf Wilhelm zu stürzen, aber wieder hatten ihm die Hunde drei Köpfe abgerissen.

Greulich fauchend spie der Drache reines Feuer und stürzte sich auf Wilhelm. Doch da hatten die Hunde schon wieder drei Köpfe zerfleischt.

Er hielt einen Augenblick inne, aber da sprangen die Hunde herzu und bissen ihm die letzten Köpfe ab.

Mit solchem Gebrüll, daß die ganze Stadt erzitterte und die Tiere in die Wälder flohen, und die Vögel davonflogen, stürzte der Drache tot zu Boden, und ein breiter Strom schwarzen Blutes floss den Berg hinab.

Als die Leute das furchtbare Gebrüll hörten, wehklagten sie und meinten laut. Sie dachten: Nun hat der Drache unsere Prinzessin verschlungen!

4. Wilhelm geht noch auf ein Jahr fort.

„So“, sprach Wilhelm zur Prinzessin, die angstvoll dabei gestanden hatte, „nun bist du erlöst!“

Voll Freude fiel sie ihm um den Hals und rief: „Du bist mein Erlöser und kommst mit ins Schloß!“

„Nein“, sagte Wilhelm, „noch nicht! Ich muß noch einmal fort. Aber in einem Jahr kehre ich zurück, da sollst du meine Frau werden!“

Dann ging er zu den Köpfen, schnitt die Zungen heraus, benummerte Köpfe und Zungen und steckte diese in

seine Jagdtasche. Darauf sprach er zur Prinzessin: „Nimm die Köpfe mit ins Schloß!“ und wandte sich und ging davon.

5. Der ungetreue Kutscher.

Der Kutscher war unten am Berge stehen geblieben und wollte sehen, was geschehen würde. Doch als das Gerüß verklungen war, sah er die Prinzessin vom Berge kommen und winken. Nun fuhr er hin und lud die Köpfe in den Wagen, wie sie ihm befohl.



Doch dann stellte er sich vor die Prinzessin und sagte mit bösen Augen: „Prinzessin, ich habe den Drachen getötet und dich erlöst.“

Sie sah ihn ganz verwundert an: „Aber du warst doch gar nicht dabei! Wie kannst du mich errettet haben?“

Da drohte er ihr: „Wenn du nicht sagst, ich habe den Drachen getötet, so bleibst du nicht am Leben!“ und machte solch ein grausames Gesicht, daß sie ganz ängstlich „ja“ sagte. Sie mußte es ihm zuschwören.

Stolz fuhr der Kutscher mit ihr in die Stadt zurück und rief unterwegs den Leuten zu: „Ich habe die Prinzessin erlöst und den Drachen erschlagen!“

Da war großer Jubel, und der König ehrte den Kutscher hoch, und er sollte die Prinzessin heiraten.

Aber sie hat den Vater um ein Jahr Zeit; erst dann wollte sie heiraten.

Das bewilligte der König.

Das Jahr ging um, und es wurde zur Hochzeit gerüstet. Es sollte ein großes Fest werden, denn zugleich sollte die Befreiung des Landes von dem furchtbaren Drachen gefeiert werden. Das ganze Land nahm daran teil, und viele Fürsten waren geladen.

6. Wilhelms Rückkehr.

Am Tage vor der Hochzeit kam Wilhelm in die Stadt. Aber wie staunte er! Vor einem Jahr war sie schwarz verhängen, heute prangte sie ebenso im schönsten Rot.

Er kehrte wieder bei dem Wirt ein und fragte ihn: „Freund, die Stadt ist ja heute so prächtig mit rotem Scharlach ausgeschmückt, wie sie vor einem Jahr in Schwarz war. Was hat das zu bedeuten?“

„Vor einem Jahr war auch große Trauer“, antwortete der Wirt, „aber heute ist große Freude. Hast du noch nicht gehört, daß morgen unsere Prinzessin Hochzeit macht? Sie heiratet ihren Erretter, des Königs Kutscher, der sie vor einem Jahr vom Drachen erlöst hat.“

Am andern Morgen stand Wilhelm früh auf und schrieb einen Zettel. Dann ließ er sich von dem Wirt ein Körbchen geben, legte den Zettel hinein und hängte es seinem Hunde „Geschwind wie der Wind“ um den Hals und sprach: „Laufe rasch zur Prinzessin!“

Nach einer kleinen Weile kam der Hund zurück und brachte Braten, Kuchen und eine Flasche Wein. Obenauf lag ein Zettel; auf dem stand: „Mein Erlöser, komme so gleich ins Schloß! Ich erwarte dich am Eingang.“

An der Tafel entschuldigte sich die Prinzessin und ging an den Schloßeingang. Sie nahm Wilhelm bei der Hand und führte ihn in ein Zimmer.

Dann ließ sie den König rufen und sprach zu ihm: „Hier, mein Vater, ist mein Erretter und wahrer Bräutigam!“ Und sie erzählte, wie Wilhelm den Drachen getötet hatte, und wie sie dann der Kutscher unter fürchterlichen Drohungen gezwungen hatte, ihn für ihren Befreier anzugeben, und wie Wilhelm nun gekommen sei.

Dann mußte auch Wilhelm erzählen, und es stimmte alles zusammen.

7. Die Strafe des Betrügers.

Der König ging in den Speiseaal und sprach vor allen Gästen zum Kutscher: „Mich hat ein Mensch schwer belogen und betrogen. Was verdient der wohl zur Strafe?“

Nichtsahnend erwiderte der Kutscher schnell: „Der verdient, daß er von vier schwarzen Ochsen zerrissen werde!“

Da sagte der König: „Du hast dir das Urteil selbst gesprochen, es soll auch an dir vollzogen werden, denn du bist der Betrüger!“

Er öffnete die Thür, und herein tritt Wilhelm mit der Prinzessin an der Hand.

„Nicht du hast meine Tochter erlöst“, ruft der König, „sondern dieser hier!“

Höhnisch schreit der Kutscher: „Der Bettler?!“

„Ja“, sagt Wilhelm, „das will ich gleich beweisen.“

Er spricht zum König: „Befehl, daß die Diener die Drachenköpfe holen.“

Sie wurden gebracht.

„Nun seht nach, ob sie Zungen haben!“ sagt Wilhelm. Nein, es sind keine da.

Da schreit der Kutscher: „Der Drache hat ja gar keine Zungen!“

Wilhelm nimmt schweigend die benummerten Zungen aus der Jagdtasche, legt jede zum passenden Kopf und spricht: „Nun paßt einmal Zungen und Köpfe zusammen, ob sie nicht zusammengehören!“

Es stimmte ganz genau.

Da war der Kutscher überführt, und das Urteil wurde sogleich an ihm vollzogen, wie er es selbst ausgesprochen hatte.

8. Wilhelms Hochzeit.

Wilhelm wurde fein angekleidet und setzte sich zu Tisch. Die Prinzessin feierte mit ihm Hochzeit, und sie lebten glücklich.

Nach des Königs Tode wurde Wilhelm König und war ein guter Fürst, und alle seine Landeskinder liebten ihn. Er gab jedem Wanderburschen einen Silbergroschen, aber mir gab er einen blanken Taler. Da wünschte ich ihm noch mehr Glück.

Wie der Hund mit dem Wolf Krieg führte.

Ein Bauer hatte einmal einen Hund. Den hatte er von seinem Vater geerbt.

Viele Jahre hatte er beiden redlich gedient. Nun war er alt und gebrechlich und konnte schon schlecht beißen. Auch das Bellen fiel ihm schwer. Am liebsten lag er still in seiner Hütte.

Eines Tages sagt der Bauer zu seiner Frau: „Der Watershund taugt zu gar nichts mehr! Gib ihm nichts zu fressen; dann mag er gehen und freipieren, wo er will.“

Traurig hört der Hund das mit an und denkt: „Ja, ja, wenn man alt wird!“ Er klemmt den Schwanz zwischen die Beine und geht in den Wald.

Dort begegnet ihm der Wolf. „Na, Wetter“, spricht der, „du siehst ja so traurig aus. Was ist geschehen?“

„Da soll man nicht traurig sein“, antwortet der Hund. „Mein ganzes Leben habe ich dem Bauern und seinem Vater treu gedient. Nun ich alt bin und nicht mehr kann, sagt der Bauer zu seiner Frau, sie soll mir nichts mehr zu fressen geben, daß ich bald verende. Nun suche ich, wo ich bleibe.“

„Ich will dir helfen“, sagt der Wolf, „und du wirst wieder reichlich Futter haben. Aber sei auch mir gefällig!“

„Das will ich schon tun“, erwidert der Hund, „wenn ich's kann. Aber wie willst du es anstellen?“

„Das ist leicht!“ ruft der Wolf aus. „Dein Herr hat viele fette Hammel, und ich esse so gern Hammelbraten. Geh nun nach Hause und lege dich in deine Hütte. Nachts komme ich und scharre am Stall. Dann machst du ein Gebell und Geschrei, als ob 20 Räuber da wären. Dann wird dein Herr herauskommen. Nun läufst du auf mich zu, beißt und zottelst mich, als wenn du mich zerreißen willst. Die nächste Nacht aber hole ich mir einen Hammel; dann bist du ganz still!“

„Das läßt sich hören!“ sagt der Hund und geht zurück.

In der Nacht kommt der Wolf, wie verabredet, und macht sich am Stall zu schaffen. Der Hund bellt so kräftig, daß der Bauer aus dem Schlafe fährt. Er greift die Laterne und eilt auf den Hof, wo er den Hund mit dem Wolf im Kampf sieht.

Schnell weckt er den Knecht, und nun gehen sie mit dicken Knüppeln auf den Wolf los. Der läuft schnell davon.



Wolf Freude klopft und streichelt der Bauer den Hund und lobt ihn: „Du bist doch ein treues Tier! Sollst es fortan gut haben.“

Er geht zur Frau hinein und spricht: „Gib dem Hund gut zu fressen! Er hat uns einen Hammel gerettet.“

Die Frau schüttet eine große Schüssel voll, tut auch etwas Gutes hinein und gibt es dem Hunde. Lachend frisst er's aus.

Nächste Nacht kommt der Wolf nach einem Hammel. „Du wirst nun doch still sein, wenn ich mir ein Schaf hole“, spricht er zum Hunde.

„Das fällt mir nicht ein“, antwortet ihm der Hund. „Ich bin meinem Herrn treu.“

Der Wolf hält das für Scherz und beginnt am Schafstall zu scharren. Doch der Hund bellt so kräftig, daß sein Herr erwacht und den Wolf verschreckt.

Zornig läuft der Wolf davon.

In der nächsten Nacht kommt er wieder zum Hunde und spricht: „Jetzt werden wir miteinander Krieg führen! Wir wollen sehen, wer stärker ist. Wenn ich aber stärker bin, dann hole ich mir den Hammel doch und dich mit. Drei Stunden von hier im Walde ist ein freier Platz. Da werden wir morgen mittags kämpfen. Ich bringe zwei Soldaten mit, und du tusts auch.“

„Gut“, antwortet der Hund, „ich werde kommen.“

Der Wolf nimmt sich den wilden Eber und den braunen Bären, der Hund den Kater und die lahme Ziege.

Der Wolf kommt zur Mittagstunde auf den verabredeten Platz und ist als erster da.

Spricht er: „Der Hund noch nicht hier? Die haben wohl Angst gekriegt und kommen gar nicht. Bester Bär, du kannst gut klettern. Steige doch auf den Baum und sieh, ob sie noch nicht kommen.“

Der Bär klettert schnell hinauf und kuckt den Waldweg entlang.

Da sieht er: der Hund schreitet vorne, der Kater mit erhobenem Schwanz in der Mitte, und die Ziege huckelt mit erhobenem Kopf hinterdrein.

„O, o!“ schreit er hinab, „wie wird uns das gehen! Die kommen ja mit Pfoten und Stangen, und der dritte sammelt noch hinternach Stetnel!“

„Dann ist unser Sieg nicht sicher!“ schreit der Wolf und springt in eine hohle Eiche. Schnell wühlt sich der Eber in

einen Ameisenhaufen, und der Bär klettert noch höher hinauf und hockt sich ganz still hin.

Der Hund kommt mit seinen Soldaten zur Stelle, sieht niemand und ruft: „Ist denn keiner hier?“

Niemand antwortet.

Der Kater sieht nach dem Ameisenhaufen; da rührt sich etwas. Das war der Schwanz des Ebers, der nicht ganz bedeckt war.

Der Kater denkt: Das ist eine Maus! macht einen Satz und greift zu. Der Eber schreit los, springt heraus und rennt davon.

Da erschrickt der Kater, springt zum Baum und klettert eilig hinauf.

Der Bär denkt: Nun kommt er nach dir! kriegt es mit der Angst, läßt sich fallen und bricht das Genick.

Der Wolf sitzt in der hohlen Eiche und schwitzt Blutstropfen vor Angst.

„So“, sagt der Hund, „da haben wir also gesiegt! Nur den Hauptmann haben wir nicht bekommen. Nun wollen wir nach Hause gehen und ein Siegesmahl halten.“

Kaum sind sie zehn Minuten weg, springt der Wolf aus der Eiche, rennt in den Wald und ruft seine Brüder und Wittern zusammen.

Dann erzählt er ihnen, wie es ihm ergangen ist, und schließt: „Gegen den alten Hund mit seinen schrecklichen Soldaten kommen wir nicht auf. Darum laßt uns in die großen Wälder nach Rußland ziehen. Da werden wir Ruhe haben.“

So wanderten die Wölfe nach Rußland aus und leben heute noch dort. Wenn aber einer Lust hat, die alte Heimatkenn zu lernen und darin einen Hammelbraten zu verzehren, so kommt er nach Deutschland.

Stolz gingen der Kater und die Ziege nach Hause, und ihre Nachkommen sind heute noch bereit, gegen den Wolf zu kämpfen.

Der bestrafte Dieb.

Es lebten einmal ein paar alte Leutchen.

Die besaßen eine alte Hütte im Walde. Darin war nur eine kleine Stube und eine noch kleinere Kammer.

Sie waren so arm, daß sie nur einen alten Tisch und zwei wacklige Holzstühle hatten und nicht einmal ein Bett. Darum schliefen sie auf Strohh.

Aber eine kleine Kuh hatten sie und ein Stückchen Land. Davon nährten sie sich, und im Sommer sammelten sie Beeren und Pilze.

Sie lebten ganz für sich allein und kümmerten sich um nichts und niemand. Ins Dorf kamen sie selten.

Es waren gute, fromme Leute.

Sie waren schon alt, und da dachte der Mann manchmal an's Sterben.

„Mutter, was wird aus dir, wenn ich sterbe?“ fragte er dann.

„Ach, da laß man den lieben Gott sorgen!“ war ihre Antwort.

Und wenn die Frau einmal klagte: „Vater, was wird, wenn ich krank würde oder stürbe?“ Dann tröstete der Mann: „Sorg' dich man nicht Mutter! Der liebe Gott wird es schon recht machen!“

Dabei lebten sie in ihrer Armut froh dahin.

Eines Tages legte sich der Mann hin und starb.

Da war die alte Frau ganz allein. Verwandte hatte sie nicht und Freunde auch nicht.

Sie war traurig, aber ihr steter Trost: „Gott wird's schon recht machen!“ richtete sie auch jetzt auf.

Nun mußte sie darangehen, das Begräbniß zu richten.

Aber da kommen nun wieder viele neue Sorgen. Sie hat kein Geld, und da muß sie denn die Kuh verkaufen. Sorgen tut ihr keiner was.

„Der liebe Gott wird's schon recht machen!“ denkt sie wieder, nimmt die Kuh an den Strick und leitet sie ins Dorf und verkauft sie. Dann bestellt sie das Begräbniß.

Aber ein Dieb sah das und wollte ihr das Geld stehlen. Er schlüch ihr nach und ging durch die Büsche von hinten an das Haus und sah durch das kleine Fenster.

Ja, die arme Frau hatte wirklich viel Sorgen! Nun hat sie das Geld, aber wo kann sie es nur lassen? Sie hat ja kein Verwahr.

Und wie sie so steht und sinnt, kommt ihr der Gedanke: „Leg' es dem Toten unter den Kopf, da ist es am besten aufgehoben.“

Gedacht, getan.

Nun muß sie auch noch zum Tischler, um den Sarg zu bestellen.

Das ist für den Dieb die rechte Zeit. Hier sieht ihn ja keiner, denn hierhin kommt niemand.



Er geht also dreist in die Hütte und greift unter den Kopf des Toten und will den Beutel fassen.

In dem Augenblick greift die rechte Hand des Verstorbenen zu und hält seine Hand fest, und dabei liegt die Leiche ganz still.

Als der Dieb sich von seinem Schreck erholt hat, will er sich befreien. Er zieht und zieht, aber seine Hand steckt wie im Schraubstock, und — o Graus! — der Tote rührt sich bei allem Rütteln und Ziehen nicht.

Da muß er denn stehen bleiben, bis die Frau zurückkommt.

„Ja, ja, Gott macht's schon recht!“ spricht sie und geht noch einmal ins Dorf, um Männer zur Hilfe zu rufen.

Die kommen.

Es graust sie, wie sie das sehen.

Aber auch das vereinte Ziehen half nichts.

Da schlugen sie dem Toten die Hand ab, aber sie ließ doch nicht los.

Nun blieb nur noch eins übrig: sie schlugen dem Dieb die rechte Hand ab.

Da erhob sich die Totenhand und schleuderte die Diebeshand in eine Ecke. Dann setzte sie sich wieder an den Arm der Leiche, die ganz still lag.

Der Dieb sah ganz schrecklich aus. Und als die Totenhand abgeschlagen war, da lief er in die Welt und läuft noch heute so.

Wenn du solchen Mann triffst, dann weißt du, daß es der Dieb ist; geh ihm schnell aus dem Wege.

Der starke Johann.

1. Wie er sich vermietet.

Es war einmal ein sehr böser Herr, der hielt mit keinem seiner Leute Frieden. Niemand konnte ihm genug tun. Er wettete und schimpfte den ganzen Tag umher und schlug die Leute auch ohne Verschulden. Darum fehlte es ihm immer an Arbeitskräften.

Eines Tages kommt ein Knecht mit Namen Johann und will sich vermieten.

Sie werden auch einig.

Dann spricht der Herr: „Aber, Johann, wem es zuerst leid tut, der bekommt drei Backpfeifen!“

Johann ging auch darauf ein.

2. Johann bei der Arbeit.

Johann übernimmt sein Gespann und spricht zu den andern Knechten: „Morgen früh sollen wir nach Holz fahren. Ich bin jetzt das lange Schlafen gewöhnt. Weckt mich doch!“ legt sich ruhig zu Bett und schläft bis in den hellen Tag.

Die andern Knechte stehen in aller Frühe auf, füttern die Pferde, spannen leise an, und fort geht's in den Wald, ohne Johann zu wecken.

Als die Sonne schon hoch am Himmel steht, wacht er endlich auf und sieht, daß die andern schon fort sind. Schnell legt er den Pferden die Geschirre auf und spannt an. Der Herr liegt im Fenster, schimpft und droht ihm, aber seelenruhig fährt Johann in den Wald, denkt: „Ihr untreuen Kameraden sollt mir schon warten!“

Vor dem Walde war ein tiefer Hohlweg. Johann fuhr hindurch, hielt drüben an, riß zu beiden Seiten des Weges die Bäume aus und legte sie kreuz und quer, so daß keiner durchkommen konnte. Dann fuhr er den andern Knechten nach.

Die hatten ihre Wagen schon beladen und wollten gerade nach Hause fahren. Höhnisch lachten sie ihn an.

Spricht Johann: „Helft mir doch schnell beladen, daß ich mitkomme!“

„Wir haben keine Zeit!“ rufen sie ihm zu und fahren davon.

„Ihr werdet schon Zeit haben“, brummte Johann.

Er geht langsam im Walde hin und her, besieht die Bäume und sucht den dicksten aus. Den reißt er mit Wurzeln aus, legt ihn so auf den Wagen und treibt die Pferde an.

Die armen, hungrigen Tiere können die schwere Last nicht ziehen. Da holt er aus und zieht einem Pferde kräftig eins über. Das fällt um und ist maujetot.

Aber das stört Johann gar nicht. Ruhig spannt er es an, packt es beim Schwanz und wirft es auf den Wagen zwischen die Äste. Als wenn es so sein müßte, spannt er sich in die Siefen und zieht mit dem andern Pferde den Wagen.

Am Hohlweg stehen die andern Wagen. Die Knechte hauen mit den Äxten auf die Bäume, hauen und hauen und kommen gar nicht durch und schimpfen in einem fort.

Kommt Johann daher.

„Lieber Johann, hilf uns doch die Bäume wegräumen! Wir werden alleine nicht fertig,“ bitten sie ihn freundlich, als seien sie seine besten Freunde.

„Ja, wenn ihr mir versprecht, langsam zu fahren, daß ich mit meinem Pferde mitkomme,“ antwortet er, „sonst fahre ich obenüber weg, und ihr seht, wie ihr fertig werdet.“

Das versprochen sie. Aber als Johann die Bäume weggeräumt hatte und freie Bahn war, setzten sie sich auf ihre Wagen, hieben auf die Pferde ein und fuhren eiligst aufs Gut.

Sprechen zum Herrn: „Nun hast du erst den rechten Knecht! Den größten Baum hat er aufgeladen und ein Pferd totgeschlagen, weil sie den Wagen nicht ziehen konnten; und jetzt hat er sich selbst angespannt und zieht mit dem andern.“

Der Herr erschrickt und wartet. Mit der Zeit kommt Johann auch an.

Der Hof war umzäunt und hatte mitten in der Mauer zu ei große Torflügel. Die ließ der Herr aufmachen und blieb vor dem Tor stehen.

Johann fragt ihn: „Wo soll ich denn durch?“

„Komm man hier durchs Tor auf den Hof!“

Fährt er also durchs Tor, aber die breiten Äste nehmen Tor und Tür mit; doch Johann zieht, als wär's nicht schwerer als zuvor. Dann spannt er aus und gibt dem Pferd ein gutes Futter.

Der Herr hatte dem allem mit Staunen zugeesehen. Nun sagt er: „Komm' jetzt erst essen!“

Danach spricht er: „Ruh dich nur erst aus. Aber bei den Pferden kann ich dich nicht recht gebrauchen. Morgen sollst du mit den Leuten Dung durchwerfen!“

„Gut!“ antwortet Johann.

Am andern Morgen geht er auf den Hof. Da stehen Männer und Frauen mit Forken und Schaufeln und arbeiten den Dung durch. Der Dunghaufen war so groß, daß sie dabei eine Woche zu tun hatten.

Johann setzt sich dabei und sieht zu. Der Herr liegt im Fenster, schaut auch zu, sagt aber kein Wort.

Nach einer Weile spricht Johann zu den Leuten: „Leut man euer Handwerkszeug beiseite. Das ist ja bloß Spielerei, was ihr da macht.“

Geht er zum Tor, hebt einen Flügel aus, schiebt ihn in den Dung und hebt den ganzen Haufen auf einmal auf,

kippt den Damp ein paarmal hin und her und schüttet ihn wieder auf den Haufen.

Dann spricht er zu den Leuten: „So, jetzt geht man nach Hause! Eine Woche hättet ihr dabei zu tun gehabt; die könnt ihr zu Hause bleiben. Euren Lohn müßt ihr ja bekommen, denn die Arbeit ist doch fertig.“

3. Der Herr will Johann gern loswerden.

Wie der Herr das sieht und hört, erschrickt er, geht zur Frau und erzählt es ihr.

„Was soll ich bloß anfangen? Den Menschen kann ich



nicht gebrauchen. Sage ich es ihm aber, so bekomme ich drei Badpfeifen und bin hin“, jammert er.

„Dem ist abzuhelpfen,“ spricht sie. „Eine Stunde von hier im Walde ist eine Mühle. Wer da zur Nacht hineingeht, der kommt nicht wieder raus. Sind schon so viele hineingegangen, aber keiner ist wiedergekommen. Schicke ihn heute noch mit einem Scheffel Korn hin zum Schrotten. Sag ihm, du willst morgen früh verreisen und brauchst das Schrot als Futter. Drum soll er sich beeilen!“

„Das ist ein guter Ausweg“, spricht er erleichtert, geht gleich zum Johann und gibt ihm den Befehl.

4. Johann in der Teufelsmühle.

Der nimmt den Sack Korn auf die Schulter, als wär's ein Beutel Pflaumen, und geht zur Mühle. Die Sonne will untergehen, und der Müller schließt gerade die Mühle zu, da kommt er an.

„Schließ noch nicht zu, ich muß noch schroten!“ ruft er dem Müller zu.

„Das geht nicht“, sagt der Müller. „Hier darf kein Mensch über Nacht in der Mühle bleiben, sonst ist er morgens verschwunden.“

„Ach, laß man, ich fürcht' mich nicht! Mein Herr braucht das Schrot morgen früh zur Reise, und ich muß es machen. Meinetwegen schließ die Mühle hinter mir zu.“

Wie er sich gar nicht abweisen läßt, läßt der Müller ihn ein und schließt zu.

Langsam geht Johann hin und bringt die Mühle in Gang. Dann schüttet er sein Korn auf und schrotet und setzt sich seelenruhig hin und guckt zu.

Eben ist es 11 Uhr. Da kommt von oben eine Hand geflogen und fällt vor ihm nieder.

„Laßt doch das Schmeißen!“ ruft Johann, greift sie und wirft sie zurück.

Ein Weilchen danach kommt ein Beil geflogen.

Johann greift es, wirft es in die Höhe und ruft: „Wenn ihr euer Schmeißen nicht bald einstellt, komm' ich euch hin!“

Im selben Augenblick kommt ein wilder Kerl auf ihn zu und hinter ihm noch elf andere. Der macht Miene, ihn anzufassen.

Da packt Johann ihn bei den Beinen und schlägt auf die Erde ein, daß ihnen das Feuer aus den Augen fliegt und sie machen, daß sie Hals über Kopf durchs Dach kommen.

„So“, spricht er da, „die sind weg. Jetzt werde ich dir mal zeigen, was es heißt, Leute bei der Arbeit stören!“ setzt ihn auf den Mühlstein und schleift ihm eine Hälfte vom Gefäß weg.

Der Mann bittet und bettelt: „Laß mich bloß los! Laß mich bloß los! Hier soll auch fortan jeder die ganze Nacht mahlen, wir kommen nicht wieder!“

In allen vier Ecken steht ein Kasten voll Gold; das bekommst du auch. Aber laß mich nur los!" wimmert er.

"So gib denn die Handschrift, daß keiner von euch mehr herkommt."

Er gab sie gleich, und da läßt Johann ihn los, und er verschwand wie der Blitz.

Längst ist Johann mit dem Schrotten fertig.

Noch eh' die Sonne aufgeht, ist der Müller da, will sehen, was geworden ist. Denkt: „Dem armen Kerl wird's nicht anders gegangen sein als allen andern!"

Aber wie erkant er! Als er aufschleht, kommt Johann ihm entgegen.

„Hast schön lange geschlafen!" ichilt er. „Nun muß mein Herr auf mich warten durch deine Schuld.“

„Aber wie ist es möglich, daß du noch lebst?"

„Du kannst jetzt auch über Nacht mahlen und jeder endre auch! Ihm wird keiner mehr etwas tun. Hier hast du die Handschrift, und in allen vier Ecken steht eine Kiste Gold. Die nimm auch; ich kann es nicht gebrauchen.“

Der Müller wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte zwei heiratsfähige Töchter und wollte sich Johann dankbar zeigen; darum bot er ihm eine an.

„Ich hab' mich auf ein Jahr vermietet, und das ist noch nicht um“, antwortet ihm Johann. „Aber nun halt' mich nicht länger auf!"

Nimmt den Sack Schrot auf den Nacken und läuft, als ob es sein Leben gelte.

Der Herr guckt gerade durchs Fenster und sieht ihn kommen.

„Nun kommt er doch wieder!" sagt er zur Frau. „Was soll ich nun bloß machen?"

Die Frau, schlau wie alle Frauen sind, antwortet: „Gräm' dich bloß nicht! Schicke ihn zur Hölle, sage, du hast dem Teufel vor einem Jahr einen halben Scheffel Geld geliehen, hast aber weder Zinsen, noch Stamm bekommen. Den soll er holen.“

„Ja, das ginge! Dann wird er gewiß nicht wiederkommen“, antwortet er froh.

5. Johann in der Hölle.

Johann kommt mit dem Schrot auf den Hof.

Spricht der Herr zu ihm: „Ich werde heute nicht mehr reisen; es ist schon spät. Komm erst essen!"

Beim Essen sagt er zu ihm: „Ich habe dem Teufel vor einem Jahr einen halben Scheffel Geld geliehen, habe weder Zinsen, noch Stamm bekommen. Wenn du satt bist, so gehe hin und hole mir das!“

„Ja“, sagt Johann und macht sich auch gleich auf den Weg, kommt in den großen Wald, acht hin und her und weiß den Weg zur Hölle nicht.

Auf einmal kommt ein Mann ganz traurig daher.

Johann hat ein gutes Herz. Darum fragt er ihn: „Vieles Mann, du siehst ja so betrübt aus; was fehlt dir denn?“

„Ach“, klagt der Mann, „mit mir ist's schlimm! Ich war einmal in einer stockfinsternen Nacht in diesem Walde verirrt und wußte nicht aus, noch ein. Stand da mit einmal der Teufel neben mir und sprach: ‚Gib mir, was in deinem Hause verborgen ist, so will ich dich nach Hause bringen‘.

Ich denke: Was kann da verborgen sein? und verspreche es ihm.

Er legt mir die Handschrift vor, ich unterschreib', und er bringt mich richtig nach Hause.

Wie froh war ich, als ich das Licht der Lampe von fern sah! Aber wievielmehr erschrak ich, als ich in die Stube trat!

Wir hatten in meiner Abwesenheit einen kleinen Buben bekommen, und den — es ist schrecklich zu denken! — hatte ich dem Teufel verschrieben.

Da ging ich denn zur Hölle und bat den Teufel, er möchte mir die Handschrift wiedergeben. Der lachte mich aber aus und wies mir die Tür.“

„Weißt du denn zur Hölle hin?“ fragt Johann.

„Ja, ich komme ja eben daher.“

„So, da kommt nur mit mir, dann wollen wir beide hingehen.“

Sie kamen in die Hölle, und als die Teufel Johann sahen, gab es ein großes Geschrei durcheinander: „Guten Tag, Johann!“ Und: „Was bringst du?“

„Gar nichts bring' ich, ich will 'was haben! Fürs erste such' man schnell die Handschrift dieses Mannes und gebt sie ihm zurück!“

Die Teufel fuhren schnell durch die Hölle, hupften hierhin und dahin, konnten sie aber nicht finden.

Mit einmal kommt aus dem hintersten Winkel der Rahme, dem Johann das halbe Gefäß abgeschliffen hatte, knurrend und brummend und bringt die Handschrift.

„Dho“, sagt Johann, „du bist allenthalben der schlimmste. Na, wir treffen uns 'mal wieder!“

Er gibt dem Mann die Handschrift und begleitet ihn vor die Tür.

Im Hinausgehen spricht er: „Ich komme nochmal wieder. Inzwischen meßt nur den halben Scheffel Geld ein, das ihr von meinem Herrn geborgt habt, und die Zinsen dazu. Aber beeilt euch!“

Die Teufel machten sich flink dabei und maßen Geld und Zinsen ein, ehe Johann wieder drin war. Der nahm den Scheffel auf den Rücken und ging nach Hause.

6. Johann geht aus dem Dienst.

Wie der Herr ihn kommen sieht, läuft er zur Frau und erzählt es ihr.

„Was nun?“

„Ja, nun weiß ich auch nichts mehr“, spricht sie.

Johann stellt das Geld hin und setzt sich zum Essen.

Dabei spricht der Herr: „Johann, du bist mir doch zu stark; ich kann dich nicht gebrauchen. Such' dir nur einen andern Dienst.“

„Gern, aber vorher muß ich dir erst die drei Backpfeifen geben!“

Da fing der Herr an zu bitten: „Lieber Johann, laß mir doch das Leben! Wenn du mir nur eine gibst, bin ich schon tot.“

„Gut! Wenn du mit den Leuten fortan recht lebst, daß sie nicht mehr klagen, soll sie dir geschenkt sein. Höre ich aber einmal, daß du jemand unrecht behandelst hast, so komme ich wieder, und du bekommst sie doch!“

Nach der Zeit war der Herr wie umgewandelt und gab keinen bessern im ganzen Reiche.

7. Johann geht nochmals in die Hölle.

Johann geht in den Wald.

Wie er so dahinschreitet, denkt er: Will doch mal sehen, wie stark ich eigentlich bin! Er sucht die dickste Eiche aus, die er da findet, klettert in die Spitze, fängt an zu drehen und will sie ausdrehen.

Auf einmal kommen die Teufel dahergeflogen.

„Was machst du denn da?“ fragen sie neugierig.

„Ich drehe das Ding aus und will euch allzusammen anbinden, daß ihr nicht immer in der Welt rumfliegt“, antwortet Johann.

Das hören und in die Hölle zurückfliegen, war eins, und da versteckten sie sich in den hintersten Winkeln.

Seelenruhig dreht Johann die Eiche, nimmt sie zur Schulter und geht zur Hölle. Dort legt er sie am Eingang nieder und ruft: „So, nun kommt alle her! Angebunden müßt ihr werden!“

Da bitten und betteln sie: „Lieber Johann, laß uns doch in Ruh! Wir wollen dir auch geben einen grünen Försteranzug — der bleibt immer neu, du kannst ihn alle Tage tragen — und ein Gewehr dazu — das gibt keinen Knall, und worauf du hinhältst, das fällt — und eine Geldtasche — du kannst alle Tage herausnehmen, soviel du willst, sie bleibt immer voll.“

„Das läßt sich hören, dann geht nur her!“ sagt Johann, nimmt den Anzug, zieht ihn an, hängt das Gewehr um, steckt die Geldbörse ein und will gehen.

Doch da rufen die Teufel: „Nimm den großen Klotz doch auch mit, der versperrt uns doch den Eingang!“

„Ach was, seht zu, wie ihr ihn rausbekommt!“

Die Teufel bekamen ihn aber nicht fort, und so liegt er heute noch da.

8. Johann und die Riesen.

Auf seinem Wege kommt Johann in einen Wald, und da trifft er einen Wanderburschen in zerlumpten Kleidern. Traurig schleicht er daher.

„Was drückt dich denn, daß du solch ein Leichenbittergeirot machst?“ fragt er ihn.

„Wie soll ich nicht“, antwortet der. „Du siehst ja, die Kleider sind zerrissen, Geld habe ich nicht, aber Hunger.“

„Dann komm nur mit! Wenn wir in die Stadt kommen, kaufe ich dir einen neuen Anzug, und zu essen werden wir schon was finden.“

Wie sie im Walde weitergehen, kommen sie zu einer Stelle. Da hängt eine Tafel: „Wer hier übernachtet, den fressen die milden Tiere.“

Angstlich schaut sich der Fehthbruder nach allen Seiten um. Aber Johann spricht lachend: „Wollen uns gerade hier schlafen legen.“

Sein Wanderkamerad schlief auch gleich ein. Johann konnte nicht schlafen, denkt: Mußt dich doch mal umsehen, wie es hier aussieht!

Geht ein Ende weiter, fucht hierhin und dahin und sieht in einiger Entfernung Licht. Er klettert auf einen Baum und sieht beim großen Feuer drei Riesen, die braten einen Ochsen.

Gerade nimmt einer eine Flasche Wein in die Hand. Da hält Johann hin und schtekt sie ihm vorm Munde weg.

„Na“, sagt der zu den andern, „macht doch keinen Un-sinn! Warum reißt ihr mir die Flasche fort?“

Nun greift der zweite nach einer Flasche, aber mit dem macht Johann es ebenio.

„Das ist aber doch ein bißchen prob!“ schreit er die andern an, und es wäre betnahe zur Schlägerei gekommen.

Spricht der dritte: „Es hat doch keiner dem andern etwas weggenommen. Wollen doch jeder eine Flasche nehmen und sehen, was geschteht.“

Jeder greift nach einer Flasche und setzt sie langsam an den Mund; doch im selben Augenblick schtekt Johann sie alle drei weg.

„Oho!“ sprechen sie, „das ist nicht richtig. Hier muß irgendwo ein Erdenwurm sein.“

Sie gehen hinaus und suchen und finden Johann auf dem Baum.

Einer langt ihn runter und fragt: „Bist du der feine Schütze?“

„Das bin ich!“ sagt der dreist.

„Gut, dann wirst du uns einen Dienst erweisen; dafür schenken wir dir das Leben. Tief im Walde liegt ein Schloß; in dem wohnt eine schöne Prinzessin. Die wollen wir haben. Aber auf der Mauer sitzt ein kleiner, weißer Hund, der bellt gleich und weckt alles im Schloß, wenn wir uns ihm nähern. Den mußt du wegschicken, daß uns der Weg frei ist.“

„Das ist eine Kleinigkeit.“

„So wollen wir gleich gehen!“

Als die Riesen das Schloß sehen konnten, nahm einer Johann auf die Hand, hob ihn hoch und sagte: „Stehst du den Hund? Dann schieß ihn runter.“

Johann legte an, und sofort purzelt der Hund von der Mauer.

9. Johann rettet die Prinzessin.

Nun geht es schnell zum Schloß, und sie brechen ein Loch in die Mauer.

Spricht Johann: „Ich werde zuerst hineingehen und euch nachziehen; dann geht es schneller.“

Als das Loch groß genug war, kletterte er schnell hinein. Da sieht er die Prinzessin nebenan schlafen, und über ihr an der Wand hängt ein Schwert.

Leise zieht er das Schwert und stellt sich an das Loch in der Mauer, spricht: „Nun kommt schnell!“

Der erste Riese steckt den Kopf durch. Johann schlägt ihm den Kopf ab, zieht den Körper herein und legt ihn auf die Erde.

Mit aufgehobenem Schwert wartet er, und ehe der zweite Riese vor Schreck über das was er sah, den Kopf zurückziehen konnte, hatte er ihn auch schon erschlagen und hereingezo-gen.

So machte er es auch mit dem dritten.

Dann benummerte er die Köpfe und Zungen und schnitt diese heraus und steckte sie in seine Jagdtasche.

Die Prinzessin schlief aber so fest, daß sie nichts merkte.

Jetzt bezieht Johann sie sich besser. Sie ist sehr schön. Da schreibt er schnell einen Zettel: „über ein Jahr werde ich im Walde unter der großen Eiche sein“ und steckt ihr den unters Kopfkissen und geht zurück zu seinem Wanderge-nossen. Der schläft ruhig.

10. Der betrügerische Diener.

Frühmorgens kommt der Diener ins Vorzimmer und sieht die erschlagenen Riesen. Schnell weckt er die Prin-zessin und zeigt ihr, was er für sie getan hat, und droht ihr, daß sie nichts anderes sagen darf.

Dann geht er zum König und erzählt ihm, wie er heute nacht in einem schrecklichen Kampfe die Riesen erschlagen hat.

Spricht der König: „Dafür sollst du meine Tochter zur Frau haben.“

Die Prinzessin fand aber den Zettel im Bett und sah, daß der Diener gelogen hatte. Aber sie konnte ja nichts anderes sagen und beweisen.

Darum sagte sie: „Ich will aber erst über ein Jahr hei-raten. Baue mir unter der großen Eiche ein kleines Haus.“

Du will ich bis zur Hochzeit wohnen und mir meinen Brautstaat selbst machen. Laß mich nach einem Jahr abholen.“

Der König war einverstanden, wenn er sich auch darüber wunderte, und ließ ihr das Häuschen bauen.

Die Prinzessin zieht fröhlich ein und läßt über dem Eingang eine Tafel anbringen: „Wer gut erzählen kann, bekommt frei essen und trinken!“

11. Johann kehrt zurück.

Johann war mit seinem Wandertameraden in die Welt gewandert, hatte ihm eine schöne Jägerkleidung gekauft und ihn zu seinem Untertäger gemacht. Sie hatten viele Abenteuer bestanden.

Nun ging das Jahr zu Ende.

Da machte sich Johann mit seinem Kameraden auf, und sie kamen an das Häuschen der Prinzessin.

Spricht Johann: „Sieh mal! Vorm Jahr stand hier die Warnungstafel, und jetzt ist hier ein hübsches Häuschen mit der Aufforderung: Wer gut erzählen kann, bekommt frei essen und trinken! Da müssen wir hinein!“

Und sie werden gut aufgenommen, bekommen Essen und Trinken, was sie sich wünschen, und sollen erzählen.

Der Wanderbursche fängt an und erzählt von fremden Ländern und Städten, und wie es ihm da ergangen ist.

Die Prinzessin lobt ihn, und er kann dableiben.

Nun ist Johann dran. Der erzählt zuletzt auch von seinem Kampf mit den Riesen.

Da springt die Prinzessin freudig auf: „Du bist also mein Erretter! Dann sollst du mein Mann werden!“

Dann erzählt sie von dem Betrug des Dieners und ihrer bevorstehenden Hochzeit mit ihm.

Am andern Tage wird die Prinzessin zur Hochzeit eingeholt, und sie nimmt die beiden als ihre Förster mit. Alles im Schloß ist zur Hochzeit gerüstet und wartet auf die Braut.

12. Die Strafe des Dieners.

Schnell geht die Prinzessin zum Vater und erzählt ihm von dem Betrug des Dieners.

Beim Mahl spricht der König: „Bei unsern Festen ist es so Brauch, daß jeder etwas aus seinem Leben erzählt. Du, mein angehender Schwiegersohn, wirst den Anfang machen.“

Der erzählt nun lang und breit von seinem Kampf mit den Riesen, wie schwere Arbeit er zu bestehen hatte,

aber wie er durch seine Klugheit und Stärke doch Sieger geblieben sei.

Fragt der König nebenher: „Mein Sohn, haben denn die Niesen keine Zungen?“

Die Köpfe standen auf dem Schrank.

„Nein, die Niesen haben keine Zungen“, antwortet der Diener koch.

„So“, sagt der König nur.

Das Erzählen geht weiter und kommt auch an Johann. Der erzählt nun, wie er die Niesen bestanden hat.

Springt der Diener auf: „Du bist ein Lügner und Betrüger! Das ist ja gar nicht wahr!“

Fragt der König: „Was ist der wert, der seinen König so belügt?“

„Der verdient aufs Rad geflochten zu werden!“ ruft er schnell und meint, er habe dem Fürster das Urteil gesprochen.

Der König gibt Johann das Wort.

„Der Bräutigam hat mich einen Lügner gescholten“, spricht er, „und behauptet, die Niesen hätten keine Zungen. Seht diese Zungen an“, und er holte sie aus seiner Jagdtasche – und man konnte die Nummern darauf sehen –, „und paßt sie in die Köpfe!“

Und da sahen alle, daß Johann der Retter und der Diener der Betrüger war.

„Du hast dir das Urteil selber gesprochen, dir soll auch danach geschehen!“ spricht der König, und es wurde auch gleich ausgeführt.

Johann aber trat an seine Stelle und wurde mit der Prinzessin getraut. Später wurde er König und regierte sein Land mit aller Milde.

Sein Wandergenoss wurde sein Leibjäger. Soviel ich hörte, lebte auch der glücklich.

Ich aber reiste in ein andres Land, weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Der schlaue Bauer.

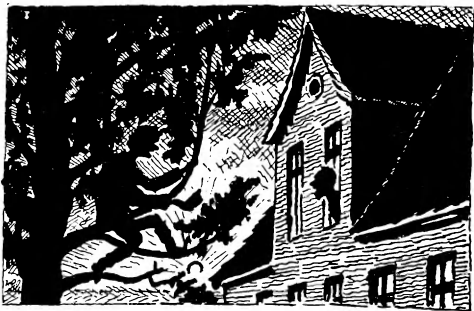
(Gefürzt.)

Es war einmal ein Bauer, der wohnte mit seiner Frau allein auf dem Abbau. Er war arm, hatte nur eine Kuh.

Jeden Sonntag ging er in die Kirche und hörte dem Pfarrer aufmerksam zu. Zu Hause saß und sann er dann

dem Gehörten nach und kam über dem Denken immer nicht zum Tun und zur Arbeit. Und dann war er so müde und lag morgens lang zu Bett. Darum ging die Wirtschaft immer mehr zurück.

An einem Sonntag predigt der Pfarrer über das Bibelwort: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem einen, der keinen hat“, kehrt aber die Worte um und sagt: „Wer einen Rock hat, der gebe dem, der zwei hat, und wer eine Kuh hat, der gebe dem, der zwei hat. Dem wird's der Herr zehndoppelt gesegnet.“



Der Bauer hört und staunt, geht nach Hause, ißt sein Mittag, setzt sich auf die Ofenbank, ißt ganz still und sinn und sinnt.

Spricht die Frau: „Vader, wat es die denn? Du setztst un sinnst ja wedder so vael“.

„Joa, Motter, uns Herr Pfarr hett hiet so sehr predicht — von de Kleij, un dat jing mi so to Herze. — Denk die, hei lähd, wer ein Kau hett, dei jull je demm jewe, der twet hätt. Demm weerd dat dei leiw Gott zehndobbelst jesejne. — — Nu heww wie dei ein Kau. — — Eck denk, dei bring wie demm Herr Pfarr — —, denn ward uns dat dei leiw Gott uf jesejne. . .“

Die Frau, die es gewöhnt war, dem Mann in allem beizupflichten, guckt ihn erst lang an und sagte dann ebenso langsam: „Joa, Boader, denn dau dat man.“

Am andern Tag nimmt der Bauer seine Kuh an den Stria und leitet sie zum Pfarrhof.

Der Pfarrer steht gerade vor der Tür und sieht voll Staunen den Bauer mit der Kuh auf sich zukommen.

„Na, Bauer Martin, was willst du hier mit der Kuh?“

„Ach, Herr Pfarr, sei hewwe jistre so predicht von de Keij, und dat jing wle so to Herze. Nu bring eck enn mien ein Kau. Eck denk, dei Iew Gott ward mie dat denn ut jesejne.“

„Ja, lieber Freund, das wird der liebe Gott auch tun!“

Frohen Herzens geht der Bauer nach Hause und erwartet nun den Segen seiner guten Tat.

Der Pfarrer hat neun Kühe und einen Bullen. Die treibt sein Krischan alle Tage auf die Weide.

Andern Tags nahm er auch die neue Kuh mit. Aber als er die Herde abends nach Hause trieb, lief die Kuh des Bauern in ihren alten Stall und der Bull hinterher, und dem folgen alle Kühe.

Der Bauer sitzt am Fenster.

„Sittst, Mötter,“ ruft er gegen seine sonstige Gewohnheit flink, „da heww wie all Gottes Seje! Dei ganz Hoff es voll Weih!“

Und er läuft hinaus, iperret das Tor zu und bringt das Vieh in den Stall.

„Joa, soväl Weih had wie dunne moals! Dawer wennehr weer dat doch?“ und er kratzt sich den Kopf und fängt wieder an zu sinnen.

Indem kommt aber der alte Krischan an: „Martin, wat medst? Dat sennd doch demm Herr Pfarr sien Keij!“

„Wat, Pfarr!“ antwortet er, „mien Keij sennd dat, dei hett mie dei Iew Gott jesejent!“ Und dabei blieb er.

Der Hirt geht endlich zum Pfarrer und erzählt es.

Der schüttelt den Kopf. „Ist denn der Bauer wild geworden? Da muß ich doch selber hingehen.“

Streng spricht er zum Bauern: „Aber, Martin, was machst du für Geschichten? Wie kannst du dir unterstehen, mein Vieh in deinen Stall zu treiben!“

„Wat, Herr Pfarr? Dat sennd mien Keij, dei hett mie dei Iew Gott jesejent! Dat hewwe sei doch sülwst predicht.“

„Aber so war das doch nicht gemeint.“

„Meint hin, meint her! Wien steij jennnd dat, un dei hoall mie kein einer ut demm Stall!“

Und dabei blieb er und ließ sich auf kein Verhandeln ein.

Der Pfarrer wollte keinen Streit, dentt: Du wirst auch so zu deinem Recht kommen.

Spricht er zum Bauern: „Martin, wir wollen uns nicht streiten. Wir wollen eine Wette machen: sagst du mir morgen früh zuerst „Guten Morgen!“, so gehören die Stühe dir; wenn ich es aber zuerst tue, so sind sie mein!“

Er rechnete auf die Faulheit des Bauern.

Der sagte breit: „Joa, dat kahn wie joa moake.“

Da denkt der Pfarrer voll Zuversicht: Jetzt kann ich ruhig schlafen, die Stühe habe ich schon!

Der Bauer denkt ebenso, nur muß er's umgekehrt machen.

Darum spricht er zur Frau: „Mutter, dei Pfarr hett mie ein Wedd väersjloane vom frije Opstoane, un et schloap doch jeern lang. Sei steiht emmer enne halw Naacht op; doar künn hei de Wedd uf jewenne. — — —

Et mott dat annerjch moake. De Reij well et doch beholle. — — —

Weest, et frupp op ein von de grote Vinne väer siener Schloapstun un huck doar bown bet tum Morje — — Eenmoal war et dat schonst utholle.“

Gesagt, getan!

Also klettert er im Dunkeln auf die mittelste Stude und kann von da gerade durch das große Fenster in die Schlafstube sehen.

Die Nacht wird ihm ja lang, und drücken tut es auch nicht schlecht, aber der Einsatz ist es doch wert.

Endlich ist der Morgen da! Die Sonne steigt höher, und die Vögel singen.

Da sieht er, wie die Wirtin des Pfarrers in die Schlafstube kommt und auf einem großen Rack das Frühstück bringt: leckere Brötchen und Eier, Schinken, Braten und geräucherte Flundern, dazu warme Milch und eine Flasche Wein.

Ihm läuft das Wasser im Munde zusammen, wie er, hungrig und durchfroren, zusehen muß, wie der Pfarrer am frühen Morgen schlemmt.

Endlich ist er fertig, wischt sich den Mund und steht auf, geht zum Fenster und öffnet es.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer!“ flingt's ihm da aus der Linde entgegen, und das war keine Nachtigall.

Ich habe sein Gesicht nicht gesehen und kann euch darum nicht sagen, wie es aussah.

Aber was er nach einer Weile sagte, das weiß ich:

„Guten Morgen! Guten Morgen! Bist du schon da?“

„Joa, eck weer all boawen, ehr dei Herr Pfarr dat klein Frieftid aht,“ gibt der Bauer dreemnäsig wie immer zurück.

„Denn kommu nur schnell herein!“

Das läßt er sich nicht zweimal sagen.

Der Pfarrer bewirtet ihn zuerst. Dann spricht er: „Die Stühe sind dein, aber sage doch auch niemand, was du gesehen hast. Ich gebe dir auch noch hundert Taler.“

„J, wo war eck wat seje! Wem jeht dat wat an, wat wie beeds am frije Worje beläwt hewwe?“ — —

„Mutter“, sagt er zu Hause, „dei Herr Pfarr es doch een fromm Mann! Sei hett doch recht, dei leiw Gott hett uns dat zehndobbelst jesejent un noch hunnert Doaler bowen dropp schonke.“

Vom Schuster und seiner faulen Frau.

Einmal wohnte in einem Dorfe ein Schuster mit Namen Fleck.

Der hatte sein eigenes Häuschen und dabei ein wenig Acker. Darauf pflanzte er Kartoffeln und Gemüse, und einige Quadratruten besäte er mit Flachs.

Er hatte aber eine sehr faule Frau.

Als die Zeit zum Flachsjäten herankam, ging sie alle Tage aufs Feld. Sie arbeitete aber nicht, sondern sprach: „Flachs, ich seh' dich über, ich jäte dich über, werde schon fertig werden!“ legte sich hin und schlief und ging abends wieder nach Hause. So ging's geraume Zeit tagtäglich.

Schließlich denkt der Mann: „Wird die Frau denn gar nicht fertig mit dem bißchen Jäten? Willst doch mal sehen, was sie da macht!“ nimmt sein scharfes Messer und geht zum Flachs.

Was sieht er da!

Seine Frau liegt lang ausgestreckt und schläft wie ein Toter und hat noch kein bißchen Unkraut gejätet.

Da nimmt er das Messer, schneidet ihr die Rüde hoch über den Anteen weg, wirft sie fort und geht nach Hause.



Die Frau hat nichts gemerkt und schläft wieder bis zum Abend.

Dann wacht sie auf und springt auf, beguckt sich, besieht sich rundum: „Bin ich's, oder bin ich's nicht? Kenn' ich mich doch selber nicht.“ Geht nach Hause.

Der Mann sitzt auf seinem Platz am Fenster und klopft gerade eine Sohle, guckt gar nicht auf.

Da tritt sie ans Fenster und fragt: „Ist Frau Flecken zu Hause?“

„Jawohl“, antwortet der Schuster ohne aufzusehen.

„Dann bin ich's nicht mehr“, sagt sie und geht zum Walde.

Auf der Landstraße trifft sie zwei Stromer. Die beiden verwundert das halbnackte Weib an.

„He, wo willst du hin, alte Vogelscheuche? Willst du mit?“ rufen sie ihr zu.

„Wir wollen stehlen gehen!“

„O, da komm' ich mit, ich kann auch gut stehlen!“

„Dann komm nur mit!“

So gehen sie zu Dritt und kommen an einen Bauernhof. Da wollen die Kerls sehen, was die Frau kann.

Sprechen: „Der Bauer hat viel Würste. Du wirst in den Schornstein kriechen und Wurst herausholen. Wir wollen auch unser Teil haben.“

Von rückwärts steht eine Leiter am Dach. Das Weib klettert hinauf und guckt in den Schornstein.

Dann schreit sie aus voller Kehle: „Hier ist kleine und mittlere und große Wurst! Welche wollt ihr haben?“

Da laufen die Spitzbuben, was sie können. „Das dämliche Weib bringt uns noch den ganzen Bauernhof über den Kopf“, spricht einer zum andern.

Wie das Weib die Kerls laufen sieht, rennt sie hinterher, denkt, der Bauer kommt ihnen nach, und fragt: „Kann der Bauer schon?“

Sah aus wie der selbhaftige Teufel, Gesicht, Hände, Beine und alles schwarz voll Ruß, recht zum Fürchten. Stellt sich aber immer an die Kerls, die sie gern los sein wollten und nicht wußten, wie.

„Nun wollen wir einen Hammel stehlen gehen. Du aber gehst in Pastors Garten Kohl schneiden. Dann machen wir Hammelkohl“, sprechen sie bei Taganbruch.

Während sie in den Kohlgarten geht, verschwinden die Kerls.

Wie die Wirtin des Pfarrers früh aufsteht und durchs Fenster guckt, sieht sie das schwarze Weib im Kobl, läuft zum Pfarrer: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, in unserm Kobl ist der Böse!“

Der Pfarrer steht auf, zieht sich an und guckt durchs Fenster, sieht auch das schwarze Weib und spricht: „Ja, das ist der Teufel selbst!“

Er war aber Lahm und konnte nicht schnell gehen. Spricht er zur Wirtin: „Hilf mir, und stütze mich; ich will ihn aus dem Garten rausbeten.“

Die Wirtin faßt ihn also mit der Rechten kräftig unter und so humpelt er, so schnell er kann, in den Garten.

Wie sie in der Nähe des Weibes sind und der Pfarrer mit seiner Austreibung beginnen will, hört es das Geräusch, guckt auf, und sieht die Wirtin mit dem hinkenden Pfarrer zwischen den Sträuchern daherkommen. Denkt sie, das sind die Spitzbuben mit dem Hammel, springt herzu, packt den Pfarrer an Leib und Beinen, drückt und kneift ihn hier und da. „Ist er gut fett, ist er gut fett?“ fragt sie elfrig.

Da schreit die Wirtin auf, läßt den armen Pfarrer los und läuft davon und der Pfarrer ihr nach und kann jetzt laufen, trotz seinem lahmen Bein. Denkt, der Teufel will ihn abschlagen, läuft in seine Schlafstube zurück, verschließt die Thür, kroch ins Bett und kam den ganzen Tag nicht wieder heraus.

Da sieht das dumme Weib doch, daß es nicht ihre Gussossen waren, fürchtet Unheil und läuft auch davon und trackt nach Hause.

Geht zu ihrem Mann und fragt: „Hleck, bin ich denn wirklich nich mehr deine Frau? Dann sag' mir doch wenigstens, wer ich bin.“

Spricht der Mann und klopf dabei kräftig die Sohle: „Wenn du fleißig sein willst, will ich dich wieder als Frau anerkennen. Wo nicht, bleib', wo du willst. Dann kenn' ich dich nicht.“

Da blieb sie und war seitdem eine fleißige und gute Hausfrau. Ich habe noch bei ihr als Geselle gearbeitet und hab's gut gehabt und wär' heut' noch bei ihr, wenn ich nicht weitergewandert wäre,

Wie ein Arbeiter durch sein böses Weib König wurde.

Es war einmal ein Arbeiter.

Das war ein stiller, fleißiger Mensch. Aber er hatte ein böses, zänkisches Weib, das mit niemand Frieden hielt. Ketner konnte sie deshalb leiden, und zuletzt wollte niemand mit ihr zusammen wohnen.

Da mußte der Mann aus dem Dorfe ziehen.

Draußen auf dem Abbau, wo man das Dorf nicht sehen konnte, stand ein Haus allein. In das zog er.

Aber da hatte er erst die Hölle auf Erden. Nun sie ganz allein waren, ließ die Frau alle ihre Bosheit an dem Mann aus, daß er am Leben verzagte.

Eines Abends kommt er müde nach Hause. Er hatte heute sehr schwer gearbeitet, dazu noch der weite Weg, und so hungrig ist er von dem bißchen Brot, das die Frau ihm mitgegeben hat.

Endlich ist er zu Hause! Gleich wird er sich zum Abendbrot setzen und tüchtig essen.

Doch der Tisch ist leer und statt mit Essen empfängt die Frau ihn mit Schimpfen und Toben.

Da packt ihn der Zorn. Er greift den Knüttel, schlägt blindlings zu und trifft die Frau so unglücklich an den Kopf, daß sie tot hinfällt.

Im ersten Augenblick ist er ganz erschrocken. Doch dann denkt er: „Gut, daß du alter Zankteufel überseht bist.“

„Aber was nun? Sagen, daß sie gestorben ist, kann ich nicht, denn jeder weiß, daß sie eine gesunde, starke Frau war. Und sag' ich, daß ich sie totgeschlagen hab', dann geht's mir schlecht“, denkt er.

Wie er so steht und nachdenkt, fällt sein Blick auf den Hof. Da war ein tiefer, offener Brunnen, wie man ihn früher fast auf jedem Hofe fand. Da kommt ihm ein Gedanke.

„Halt, so geht's!“ spricht er zu sich, nimmt die tote auf die Schulter und wirft sie kopfüber in den Brunnen.

„So, jetzt zank' dich mit dem Gewürm da unten, du alter Drache!“ ruft er hinterher.

Dann geht er aufs Amt und zeigt an, daß ihm seine Frau weggelaufen sei.

Die nächsten Wochen lebte er ruhig und in Frieden. Seine Frau war verschollen, und niemand wußte etwas von ihr. Schließlich sprach man nicht mehr davon.

Da denkt er: „Nun ist die Geschichte in Vergessenheit gekommen; da will ich wieder unter Menschen gehen und mich nach einer besseren Frau umsehen. Aber zuvor will ich die Tote rausholen und vergraben. Es könnte sein, daß der Brunnen einmal gereinigt würde, und man könnte sie finden. Dann ginge es mir doch noch an den Kragen!“



Er nimmt also eine starke, lange Stange mit einem Feuerhaken und fischt im Brunnen. Lange Zeit kratzt er vergebens hin und her. Mit einmal faßt der Haken etwas, und es wird ihm so schwer.

„Endlich!“ spricht er und zieht in die Höhe.

Aber was kommt zum Vorschein?

Nicht die Leiche, sondern ein großer, zottiger, greulicher Kopf, ganz schrecklich anzusehen.

Nachdem er sich vom ersten Schreck erholt hat, will er ihn in die Tiefe zurückstoßen.

Doch da bittet der Kopf: „Guter Mann, hilf mir bloß raus! Ich will dich auch glücklich und reich machen“, und ein Paar Augen schauen ihn dabei flehend an.

Mitleidig zieht der Arbeiter die Last heraus, und heraus kommt ein kleiner, lahmer Mann mit mißgestaltetem Körper, ein Gnom.

„Wie bist du denn in den Brunnen gekommen?“ fragt er den Mißgestalteten.

„Wir waren unser zwölf Mann“, antwortet dieser, „und lebten da unten glücklich und zufrieden. Aber da kam eines Tages ein altes Weib herunter, ein rechter Zauteufel, das war schlimmer als ein Raubtier. Die hat uns so gepeinigt und geärgert, daß kein Stehen war.

Die andern waren gesund und machten sich aus dem Staube. Ich aber bin lahm und schwächlich und konnte nicht fort. Da hat sie mir das Leben verauffet, daß ich dran verzagte. Da sah ich keinen Haken und nahm die Gelegenheit wahr, weil die Alte gerade nicht da war, und kam glücklich weg.

Für dein Erbarmen will ich dich belohnen. Im Königreich Westerland ist die einzige Prinzessin gestorben. Der König hat ausrufen lassen: Wer sie lebendig macht, soll sie zur Frau erhalten! Geh hin und jage dem König, daß du sie aufleben lassen willst. Laß dich bei ihr die Nacht einschließen. Ich werde dann kommen und sie erwecken.“

Der Arbeiter geht drei Tage lang und kommt ins Westerland. Dort läßt er sich beim König melden, daß er ein Wunderdoktor sei und die Prinzessin lebendig machen will.

Der König läßt ihn gut bewirten und zur Nacht im Totenzimmer bei der Prinzessin einschließen.

Zwischen 11 und 12 Uhr erscheint der Lahme und spricht: „Nun werde ich die Prinzessin aufleben, und du wirst ihr Bräutigam und später König werden. Aber laß dir daran genügen! Ich gehe jetzt ins Nachbarkönigreich. Dort ist ein Iederlicher, schlechter Prinz, den will ich erwürgen. Aber laß es dir nicht einfallen, mir nachzukommen, so viel man dir auch redet. Sonst geht es dir an den Kragen!“

Danach erweckte das Männchen die Prinzessin und verschwand.

Sie stand auf, war frisch und munter und begrüßte den Arbeiter als ihren Erretter und Bräutigam.

Die Freude war groß, als der König sie am Morgen lebend und frisch traf. Es wurde gleich Verlobung gefeiert, und nach sechs Wochen sollte die Hochzeit stattfinden; nach des Königs Tode sollte der neue Kronprinz König werden.

Der König beschenkte in seiner Freude alle Armen reich mit Geschenken und Geld, und die Mißfreude im ganzen Lande war groß.

Kurze Zeit darauf schickte der König vom Nachbarreich eine Gesandtschaft mit Geschenken und einem Brief. Er schrieb: „Mein einziger Sohn, der Kronprinz, ist plötzlich gestorben. Nun habe ich von dem Wunder gehört, das Dein Schwiegersohn an Deiner Tochter getan hat. So schicke ihn doch zu mir, daß er auch meinen Sohn aufweckt. Ich will ihn reich belohnen, und zwischen unsern Ländern soll ewig Freundschaft sein.“

Da ließ der König seinen Schwiegersohn kommen und gab ihm den Brief.

Der liest und wird blaß.

Der König spricht: „Ich gebe dir Urlaub, mein Sohn. So gehe zu meinem Freunde und hilf ihm.“

Er weigert sich aber eingedenk der Warnung des kleinen Mannes.

Der König aber drängte ihn und will wissen, warum er's nicht tun will.

Doch der Kronprinz antwortet immer nur: „Ich darf nicht dorthin gehen.“

Da wird der König zornig und spricht: „Dann glaube ich auch nicht, daß du meine Tochter erweckt hast. Dann bist du ein Betrüger, und ich lasse dich hängen!“

Denkt er: Nun ist's gleich, ob ich hier oder da sterbe! Aber ich will doch versuchen.

„Gut denn!“ spricht er zum König, „ich will hingehen! Aber gib mir ein Regiment Artillerie mit Kanonen und blinden Geschossen mit!“

„Das steht dir frei, mein Sohn!“ antwortet der König. „Nimm, so viel du willst.“

So zieht er mit einem Regiment Artillerie und Geschossen vor die Hauptstadt des Nachbarlandes. Ein Bote muß melden: „Unser Kronprinz kommt, deine Bitte zu erfüllen. Erlaube ihm, daß er sein Regiment Artillerie während der Wiedererweckung blind schießen läßt.“

Der König hat nichts dagegen, ob er sich gleich wundern, und läßt es in der Hauptstadt bekannt machen, damit niemand erschrecke.

Nun ist der Kronprinz angelangt und befiehlt seinem Hauptmann: „Hier bleibt ihr liegen und macht alles bereit. Nachts um 11 Uhr läßt du mit allen Kanonen schießen, bis ich dir Befehl schicke aufzuhören.“

Dann begibt er sich zum Könige.

Der begrüßt ihn freundlich und bewirtet ihn gut und erzählt ihm sein Leid.

„Stärke dich nur, und dann wirst du hoffentlich meinen Sohn lebendig machen!“

Als er gegessen und getrunken hat, läßt er sich zum toten Kronprinzen führen und bei ihm einschließen.

„Um 12 Uhr kannst Du wieder aufschließen lassen. Dann ist dein Sohn lebendig“, sagt er zum König.

Es war schon Abend.

Um 11 Uhr erscheint der Lahme Kleine und spricht zu ihm: „Weißt du nicht, was ich dir sagte? Nun geht es auch dir an den Kragen!“

„Wenn's nicht anders sein kann“, sagt der Kronprinz, „so muß ich ja schon mit.“

In dem Augenblick beginnen die Kanonen vor der Stadt zu donnern.

„Was ist denn das?“ fragt das Männchen.

„Ja, sich mal“, antwortet der Kronprinz, „als ich herreiste, sah ich das böse Weib aus dem Brunnen. Das kam hinter mir her. Nun befahl ich dem Hauptmann, er solle kräftig schießen, wenn es sich näherte, damit es nicht herkommt. Nun ist es da.“

Schreit der Kleine: „Mensch, Mensch, halt' mir bloß das Weib vom Leibe! Ich will auch den Kronprinzen aufleben. Nur laß sie nicht heran!“

„Dann will ich deinen Wunsch schon erfüllen und so laue schießen lassen, bis du fort bist.“

Schnell machte das Männchen den Toten lebendig und wendet sich zum Gehen.

„Laß doch noch eine Wette schießen, bis ich ein Ende weg bin!“ und fort war der Kleine. —

Um 12 Uhr erscheint der König mit seinem Hofstaat. In banger Erwartung stehen sie vor der Tür.

Doch als die Tür aufgeschlossen wird, da tritt ihnen der Kronprinz frisch und gesund entgegen.

Nun war der Jubel groß, und es wurde ein großes Auferstehungsfest gefeiert. Acht Tage dauerte es, und alle feierten vergnügt.

Nur ich kam dazu zu spät.

Mit großen Ehren und reichen Geschenken zog darauf der Kronprinz mit seinem Regiment in sein Land zurück.

Als der König starb, wurde sein Schwiegersohn, der Kronprinz, König. Er regierte sein Land gut und lebte mit seinem Nachbarn in Freundschaft und Frieden. Und so leben sie heute noch, wenn sie sich nicht eben den Krieg erklärt haben.

Hans Bär.

1. Wie die Schmiedsfran die Frau eines Bären wird.

Vor vielen, vielen Jahren lebte ein junger Schmied.

Der pachtete die Dorfschmiede und arbeitete mit seiner jungen Frau sehr fleißig. Sie mußte ihm zuschlagen.

War dazumal noch nicht so wie heute, daß es Steinkohlen und dergleichen zu kaufen gab. Jeder Schmied mußte seine Holzkohlen alleine brennen.

Bei unserm Schmied gingen die Holzkohlen auch eines Tages zur Neige.

Spricht er: „Frau, morgen werden wir in den Wald gehen. Ich werde dir den Platz zeigen, wo wir Kohlen brennen werden. Du kannst Holz zusammentragen, und dann werde ich den Meiler machen.“

Die Frau geht alle Tage in den Wald und trägt Holz zusammen.

Am dritten Tage, wie erschrickt sie! kommt ein großer, schwarzer Bär auf sie zu. Aber er tut ihr nichts, sondern faßt sie bei der Hand und geht mit ihr waldbewärtig, immer tiefer in den großen, dichten Wald.

Endlich kommen sie an seine Höhle. Da führt er die Frau hinein und legt sich vor dem Eingange schlafen.

Die Frau war in großen Ängsten, wußte nicht, woher, wohin.

Der Bär tat ihr nichts zu leide. Den ganzen Tag lag er vor der Höhle. Abends stand er auf und ging in den Wald, doch nur so weit, daß er sie sehen konnte, damit sie ihm nicht entwischte.

Nach einiger Zeit kam er mit einem Stück Wild zurück und legte es ihr vor die Füße. Da sah sie, daß es Nahrung für sie sein sollte, bereitete es zu und aß.

Das ging so eine geraume Zeit. Der Bär versorgte sie alle Tage mit frischem Fleisch, bewachte sie jedoch gut.

Nach einem Jahr bekam sie ein Kind. Es war ein Junge, ein strammer Kerl, aber halb Mensch und halb Bär. Die Mutter gab ihm den Namen Hans.

Er wuchs tüchtig, wurde stark und immer stärker und lernte bald sprechen.

2. Wie sie befreit wird.

Als er groß und verständig war, erzählte die Mutter ihm, daß der Bär nicht sein rechter Vater sei, und daß er noch einen andern Vater habe.

„Der wohnt aber weit, weit fort von hier aus dem Walde heraus bei den Menschen“, fuhr sie fort. „Wenn du so stark sein wirst, daß du den Bären zwingst, dann wirst du ihn erwürgen. Dann gehen wir zu unserm Vater zurück.“

Der alte Bär ahnt nichts von dem Vorhaben der Frau. Er trägt fleißig alle Tage Nahrung heran, Wild, Honig, auch mal ein Körbchen Beeren, das er den Kindern weggenommen hat.

Hans ging mit dem Vater in den Wald. Er war mittlerweile recht stark geworden und wollte sehen, wie groß seine Kraft war. Da packte er einen Baum und riß ihn mit den Wurzeln aus.

Der alte Bär denkt: Er will spielen. Er will ihm zeigen, daß er noch viel stärker werden muß. Er packt einen größeren und reißt ihn mit Leichtigkeit aus.

Nach langer Zeit packte er wieder einen starken Baum und riß ihn aus. Der Bär ging auf einen ebensolchen los, konnte ihn aber nicht zwingen.

Da freute sich Hans und sprach zur Mutter: „Jetzt bin ich stärker als der Vater! Jetzt kann ich es mit ihm aufnehmen!“

„Gut, mein Sohn“, sagt sie. „Wenn er schläft, dann erwürgst du ihn.“

So erdroffelte Hans den schlafenden Vater.

Da sprach die Mutter: „So, Hans, jetzt kommt! Nun wollen wir den Stiefvater auffuchen und unter die Menschen gehen.“

Und so gehen sie und gehen, viele Tage lang und finden richtig durch den Wald und in ihr Dorf.

Der Schmied steht gerade vor dem Amboss, als sie in die Schmiede treten, und macht ganz große Augen, wie er die

beiden sieht. Doch dann läßt er vor Schreck den Hammer fallen, denn er erkennt in der Fremden seine verschwundene Frau.

Voll Freude eilt er auf sie zu. „Ich glaubte, du seiest längst tot, ein wildes Tier habe dich gefressen.“

„Aber was hast du da für einen sonderbaren Begleiter?“ wendet er sich an Hans.

„Das ist mein Sohn Hans“, antwortet sie. „Er hat mich befreit.“

Sie gehen in die Stube, und nun erzählt die Frau ihr Schicksal.



„Vor allem muß der Junge zurechtgemacht werden“, spricht der Schmied.

Er läuft zum Schneider und holt ihn. Der muß ihm Maß nehmen und schnell einen Anzug machen. Inzwischen schnitt er ihm die Haare und machte ihn fein.

3. Hans in der Schule.

„So, Hans, jetzt bist du ein hübscher Junge“, sagt der Schmied. „Nun mußt du auch in die Schule gehen und etwas lernen.“

Es wurde aber bald im Dorfe ruchbar, daß Hans ein Bärenkind war. Da verspotteten ihn die Dorffungen, und

wo sie ihn sahen, riefen sie ihm nach: „Hans Boar, Hans Boar!“

Da wurde er zornig und schlug um sich und haute einem eins hinter die Ohren. Aber von dem Schlag des starken Hans fiel er um und war tot.

Das gab ein großes Geschrei im Dorf, und die Leute verklagten den Schmied beim Amtmann.

Der läßt ihn vor sich kommen und spricht: „Du bist zwar ein tüchtiger Meister, aber dein Junge muß raus aus dem Dorf. Der schlägt zuletzt ja alle Kinder tot.“

„Wenn's nicht anders sein kann, muß ich ihn wohl fortbringen“, erwidert der Schmied. „Ich seh' es selbst, daß es so nicht weitergehen kann.“

„Hans, du mußt weg“, sagt er. „Der Amtmann hat es befohlen, denn alle haben Angst vor dir. Du bist zu stark. Ich wollte dich gern das Schmiedehandwerk lehren. Aber jetzt geht das nicht mehr. Darum mußt du in die Welt und da dein Glück versuchen!“

„Wenn's sein muß“, antwortet Hans, „will ich gehen. Aber mache mir doch einen guten Wanderstab.“

„Den sollst du haben.“

Der Schmied nimmt eine schwere Eisenstange, wohl einen Zentner schwer, und schmiedet sie zurecht.

Hans nimmt ihn in die Hand und erprobt ihn. „Ja Vater, der ist gut! Nun will ich wandern!“

4. Hans auf der Wanderschaft.

Er nimmt Abschied und wandert zum Dorf hinaus, dem Walde zu.

Von ungefähr kommt ein Wanderer denselben Weg. Hans begrüßt ihn und spricht: „Ich bin Schmied. Was bist du?“

„Ich bin Korbmacher!“

„Gut, so wollen wir zu zweien wandern!“

Bald treffen sie einen, der hatte ein Gewehr auf der Schulter.

Sie fragen ihn: „Was bist du, und wohin willst du?“

„Ich bin Förster und aus dem Dienst entlassen. Jetzt will ich in der Fremde mein Glück suchen“, gibt er zur Antwort.

„So komm mit uns, und wir gehen zu dritt.“

Als sie in einen großen Wald kamen, sahen sie mitten im Dickicht ein kleines Häuschen.

Sie gingen hinein und sahen darin einen Tisch, drei Stühle und drei Betten. Auf dem Tisch waren drei Schüsseln, drei Messer, drei Gabeln, drei Löffel und drei Tassen, und an der Wand hing ein Kochkessel.

„Das paßt ja für uns drei!“ rief Hans aus. „Hier wollen wir bleiben.“

Heute schlafen wir uns aus. Morgen gehen zwei auf die Jagd, und einer bleibt zu Hause und macht das Essen.“

5. Wie es den Dreien beim Kochen ging.

Morgens beschlossen sie, heute sollte der Korbmacher kochen.

An der Wand hing ein großes Horn.

„Wenn das Mittag fertig ist, dann bläst du!“

Damit gehen die beiden andern auf die Jagd.

Der Korbmacher fand in einem Wandspind Bohnen, Erbsen und auch Fleisch. Er kochte also Bohnen mit Fleisch.

Als er fertig war, legte er Gabel, Messer und Löffel zurecht und füllte das Mittag in die Schüsseln. Jetzt will er das Horn nehmen und blasen.

In dem Augenblick kommt ein Männlein rein, ein Zwerg, eine Elle groß, sieben Ellen sein Bart lang, und spricht: „Gib mir auch etwas zu essen!“

„Ich hab' zwar nur soviel für mich und meine zwei Kameraden gekocht, aber etwas sollst du doch haben“, sagt der Korbmacher und dreht sich zum Kessel.

Da packt ihn der Zwerg mit großer Kraft von hinten und schmeißt ihn in die Ecke, daß ihm Hören und Sehen verging. Dann geht er zu Tisch und ißt laut schmachend alle Schüsseln leer und verschwindet, wie er gekommen war.

Der Korbmacher hob sich auf und hinkte voller Schmerzen zum Herd.

Jetzt muß er eilig machen; es ist schon spät, und die beiden werden schelten. Er kocht schnell Pellkartoffeln und brät etwas Fleisch und bläst dann das Horn.

Den zwei Jägern hat es schon zu lange gedauert; sie waren schon nahe beim Hause.

„Du hast ja in der langen Zeit ein schlechtes Mittag gemacht“, spricht Hans.

Aber der Korbmacher ist still.

Am andern Tage muß der Jäger zu Hause bleiben. Der will ein feines Essen machen.

Aber es ging ihm wie dem Storbmacher, und er machte dann auch schnell ein Notessen, Pellkartoffeln und bißchen Fleisch.

Hans sieht darauf und sagt: „Ihr seid mir auch die rechten Stöche. Schon wieder Pellkartoffeln!“

Der Förster schweigt auch.

Am dritten Tage ist Hans an der Reihe.

Die beiden andern erzählen sich im Walde ihr Schicksal und gehen nicht weit.

„Wollen doch sehen, wie es dem klugen Hans gehen wird!“ sprechen sie

Hans macht von dem erlegten Wild ein feines Mittag.

Jetzt ist es fertig, und er will blasen. Da steht das Männlein in der Stube und bittet: „Gib mir doch auch etwas Mittag!“

„Gewiß, du kannst haben; ich habe genug gemacht.“

Wie er sich umdreht und nach einem Stück Fleisch laugen will, springt auch ihn der Zwerg an.

Aber da war er an den Rechten gekommen!

„Oho, Bürschchen, so haben wir nicht gewettet!“ ruft Hans, faßt mit der Linken seinen langen Bart, zieht den kleinen Kerl übers Knie und verwalzt ihn tüchtig.

„Meine Kameraden sollen doch sehen, was für einen Vogel ich gefangen habe!“

Mit diesen Worten wirft Hans den Zappelnden über die Schulter und trägt ihn hinaus zu der dicken Linde hinter dem Häuschen. In die schlägt er mit der Axt einen Spalt, schiebt den Bart hinein und keilt ihn mit einem Keil fest. Dann bläst er das Horn.

Die beiden sind auch schnell zur Stelle, freuen sich schon, daß es Hans ebenso gegangen sein wird wie ihnen.

Wie staunen sie aber!

Alle drei Schüsseln sind voll Erbsen mit viel Fleisch, und dann hat Hans auch noch Wild gebraten.

„Das ist doch ein anderes Essen, als das eurige war. Nun laßt euch's schmecken!“

Das taten sie auch weidlich.

Nach dem Essen spricht Hans: „Nun kommt mit und seht, wen ich gefangen habe!“

Aber wie staunt Hans! Das kleine Männlein ist mit dem großen Baum fort.

Hans erzählt ihnen die Geschichte und sagt: „Wollen doch sehen, wo der Zwerg geblieben ist.“

Sie gehen der Spur nach, die die Aste hinterlassen haben, und kommen an einen hohen Berg. Obenauf lag die Kinde.

6. Die ungetreuen Kameraden.

Wie sie hinkommen, sehen sie ein Loch im Berge.

„Hier ist der Eingang zur Zwerghöhle. Dahinein müssen wir auch.“

Korbmacher flücht schnell einen Korb von Weidenreißern und drehe einen Strick von jungen Eichen!“

Als er fertig war, fragte Hans: „Wer will denn hinunter?“

Aber keiner von beiden wollte, denn sie fürchteten sich.

Da sprach er: „So gehe ich!“

Er band den Korb an den Strick, setzte sich hinein und spricht: „Nun laßt mich hinunter. Wenn ich unten am Strange zucken werde, dann holt mich wieder herauf!“

Hans kommt an ein feines Schloß. Im ersten Zimmer sitzt eine Prinzessin.

Sie erschrickt, wie er hereinkommt, und sagt: „Lieber Mann, wie bist du hereingekommen? Dies ist das Schloß eines Zwerges, in das wir drei Schwestern verwünscht sind. Er bewacht uns und wird mit dir kämpfen. Über der Erde ist er stark, aber hier noch siebenmal stärker.“

Aber ich will dir helfen, daß du ihn besiegst und uns befreist. Sieh, rechts am Fenster steht eine Flasche, die enthält Wasser der Stärkung. Links steht auch eine, aber mit Wasser der Schwächung. Die vertausche, und dann trinkst Du immer aus der linken Flasche und wirst stärker, aber der Zwerg wird schwächer.“

Hans tut so und geht ins nächste Zimmer.

Da sitzt eine zweite Prinzessin, und er vertauscht auch hier die Flaschen.

Im dritten Zimmer sitzt die jüngste und schönste Prinzessin; der Zwerg schläft bei ihr mit dem Kopf in ihrem Schoß.

Leise spricht sie: „Vertausche schnell die Flaschen und sieh, an deinem Kopfe hängen zwei Schwerter. Hänge auch sie um!“

Und nun trinke rasch aus der linken Flasche und stärke dich; denn bald erwacht der Zwerg, und dann gibt es einen bösen Kampf!“

Staum hat Hans getrunken, da hebt der Zwerg den Kopf, sieht Hans, springt auf, trinkt aus der rechten Flasche, greift das rechte Schwert und geht auf Hans los.

Hans wehrt sich so tapfer, daß der Zwerg öfter zur rechten Flasche greift. Da trinkt Hans ebenso aus der linken.

Kämpfend kommen sie aus der ersten Stube bis zur dritten.

Schon hat der Kampf eine Stunde gedauert, da erlahmt der Zwerg, weil er immer vom Wasser der Schwächung getrunken hat. Schnell schlägt Hans ihm mit einem gewaltigen Streich den häßlichen Kopf ab.

Da umarmen ihn die Prinzessinnen und danken ihm als ihrem Retter. Die jüngste aber küßt ihn und spricht: „Du sollst mein Mann werden!“

Hans führt sie nun zum Korbe, um sie nach oben ziehen zu lassen.

Die Älteste steigt ein, Hans zuckt, der Korb geht hoch und kommt wieder leer herunter.

Die Zweite steigt ein, und nachdem sie ausgestiegen ist, kommt der Korb wieder zurück.

Die jüngste spricht: „Ich traue deinen Gefellen nicht! Kommt der Korb jetzt wieder herunter, so lege diesen schweren Stein (auf den sie setzt) hinein. Holen sie den herauf, so tun sie es auch mit dir. Das wirst du bald sehen!“

Hans befolgte ihren Rat. Sie ziehen den Korb hoch, aber aus halber Höhe lassen sie ihn wieder herunterfallen. Da sah Hans, wie recht die Prinzessin hatte.

Die aber rief zu Hans herunter: „Laufe schnell rechts in den Stall. Da steht eine Kuh. Setze dich aufs rechte Horn, so wird sie dich hinauswerfen!“

Hans aber hat nicht genau hingehört und setzt sich links statt rechts.

Im selben Augenblick gab es einen lauten Knall, und Hans flog hoch in die Luft.

Das Schloß aber stand auf der Erde und war sehr prächtig. Der Förster und der Korbmacher waren die Herren drin, der erste der König, der zweite sein Kanzler, und sie lebten herrlich und in Freuden.

Der Förster wollte die jüngste Prinzessin heiraten, aber sie wollte nicht. Da nahm er die zweite, und der Korbmacher heiratete die älteste.

7. Hansens Erlebnisse.

Der arme Hans flog immer höher in die Luft, daß ihm ganz schwindlig wurde. Als er endlich zur Erde zurückkam, war er weit, weit weg auf einer einsamen Insel im südlichen Meer.

Traurig geht er umher und sieht sich um. Kein Mensch ist zu sehen und kein Haus. Er ist ganz allein da.

Aber wenigstens findet er Nahrung, Fleisch, Obst und Nüsse, daß er nicht zu hungern braucht. Er ißt und legt sich schlafen; denn er war von dem Kampf und dem Flug durch die Luft müde.

Wie er eine Weile geschlafen hat, weckt ihn ein Rauschen wie ein Donner. Ein großer Vogel kommt durch die Luft und läßt sich bei ihm nieder.

Spricht: „Ich kenn' dich, Hans! Deine Kameraden sind schlechte Menschen. Aber ich will dich erretten und dir zur Rache verhelfen. Morgen werde ich dir ein Gewehr und Patronen bringen. Du hast gesehen, daß es hier viel Wild gibt. Schieße, soviel du bekommst, und trockne es an der Sonne und bewahre es auf. Wir brauchen es zur Nahrung auf den weiten Weg in die Heimat.“

Der Vogel brachte Flinten und Kugeln, und Hans schoss alle Tage so viel Wild, als er konnte. Dann trocknete er es und schichtete es auf einen großen Haufen.

So ging es ein ganzes Jahr.

Dann kam der Vogel wieder und sprach: „So, Hans, nun haben wir Nahrung genug zur Keisel. Packe nun alles auf meinen Rücken und setze dich obenauf. Ich trage dich in dein Land.“

Aber jedesmal, wenn ich mich umsehe und den Schnabel aufreiße, schmeißt du mir ein Stück Fleisch hinein!“

Hans tat nach seinen Worten.

Der Vogel fliegt los und zieht mit Betüchtigkeit dahin. Anfangs dauert es immer lange Zeit, bis er Nahrung verlangt. Aber je länger er fliegt, desto öfter geschieht es.

Nun sind sie schon viele Wochen unterwegs. Da sieht Hans mit Schrecken, daß der Vorrat zu Ende geht; aber immer noch erblickt er kein Land, und der Vogel fordert immer öfter.

Nun hat er das letzte Stück hingeeben. Da läßt er traurig den Kopf hängen und denkt: „Mag kommen, was will!“

Der Vogel sieht sich ein paarmal um, aber immer vergebens. Da wird er immer schwächer und beginnt zu sinken. Bald werden seine Flügel das Wasser berühren.

„Wir sind verloren!“ denkt Hans schon, aber da erblickt er in der Ferne Land. Der Vogel nimmt alle Kraft zusammen und erreicht todesmatt das Land.

Zubelnd dankt Hans ihm, aber er wehrt den Dank ab: „Du brauchst mir nicht zu danken, denn durch diese Tat bin auch ich erlöst. Ich bin der Vogel Greif und ein verwünschelter Kronprinz wie die drei Prinzessinnen im Schloß. Ich konnte nur erlöst werden, wenn ich einen Menschen von dieser einsamen Insel zum Land tragen würde. Nun bist du aber der erste Mensch, der diese Insel betreten hat. So habe ich dich errettet und mich damit erlöst und kann wieder in mein Reich gehen.“

Du aber gehe gerade nach Osten. Dann kommst du bald an dein Schloß, und du kannst deine untreuen Kameraden strafen. Leb' wohl!“

Damit flog er davon, und Hans ging zu seinem Schlosse.

Er war aber auf der Insel ganz verwildert. Haar und Bart waren lang gewachsen und die Kleider zerrissen. Niemand konnte ihn erkennen.

Er ging in die Küche und bat um etwas Essen, weil er solchen Hunger hatte. Die Diener füllen ihm eine Schüssel voll Erbsen; er ißt sie leer und bittet um mehr. Sie geben, und er ißt, bis schließlich der ganze große Tragen leer ist.

Da gehen sie hinein und erzählen dem König von dem zerlumpten Bettler, der so viel ißt.

Der kommt mit dem Kanzler in die Küche und schilt: „Du infamigster Lump frisst die ganze Küche leer? Schar dich sofort aus meinem Reiche, oder ich lasse dich mit Hundsdien hinaushegen!“

Hans sah durch die offene Thür seinen eisernen Stoch quer in der Stube liegen, wie er ihn hingelegt hatte, ehe er in den Berg gestiegen war. Schnell springt er hinzu, hebt ihn auf und spricht: „Nicht ich bin der Lump, sondern ihr Weiden seid solche! Erkennt ihr Hans Bär?“

Da stürzten sie gnadeflehend zu seinen Füßen.

„Ihr Räuber und Betrüger, habt ihr nach meinem Leben gefragt? Diener, bindet sie und hängt sie sofort an den Galgen!“

Das geschah.

Die älteren Prinzessinnen waren froh, ihre Bedrücker los zu sein; denn die waren grausam und böse.

Hans aber heiratete die jüngste und regierte sein Land sehr gut, und alle Leute liebten ihn sehr. Er starb hochalt und hinterließ viele Kinder und Enkel und Enkelinnen. Von seinen Nachkommen waren viele Grafen und Fürsten. Einer von diesen war der berühmte Albrecht der Bär. Weiter habe ich die Bärengeschichte nicht verfolgt.

Wer tut's?

Der arme Jemmrich.

Es war einmal ein armer Mann mit Namen Jemmrich. Der wohnte mit seiner Frau eine halbe Stunde von der Stadt. Er ernährte sich von seiner Hände Arbeit.

Aber eben ging es ihm nicht gut. Arbeit war nicht zu finden, und die letzten Groschen waren verzehrt.

Doch er ließ den Mut nicht sinken, denn es war ihm schon schlechter ergangen. Darum sang und pfliff er: „Die Preußen haben Paris genommen, es werden schon bessere Tage kommen!“

Aber davon wurde es auch nicht besser. Der Winter war da, und Weihnachten rückte heran.

Da spricht er zur Frau: „Ich will die Kuh verkaufen. Zum Frühjahr sparen wir vom Verdienst soviel, daß wir eine andere kaufen.“

Und er nimmt die kleine Kuh auf den Strick und leitet sie zum Weihnachtsmarkt.

In der Stadt sind drei Handelsjuden. Die halten ihn für dumm und haben immer ihren Ulf mit ihm.

Kaum erblickten sie Jemmrich, so sind sie bei ihm.

„Nu, Jemmrich, wat wellst denn hebben vor dien Zäj?“

„Was redet ihr mir! Das ist doch keine Ziege, das ist doch eine Kuh.“

„Willst du säwen Doaler hebben vor dien Zäj?“ „Ja väci Geld vor de Zäj!“ „Verkoop uns doch dien Zäj, kannst machen ein gutes Jeshäft!“ „Säwen Doaler werre wir dir jäwen!“

So sprachen sie immer wieder auf ihn ein, und zuletzt denkt er und sieht die Kuh zweifelnd an: Ist vteliecht doch 'ne Ziege! und verkauft sie den Händlern für sieben Taler.

Die zahlen ihm lachend die sieben Taler und ziehen mit der Kuh los. „Werren wir machen e guts Jeshäft!“ und verspotten den dummen Jemmrich.

Der sieht nun doch, daß er von den Juden betrogen ist. Er trug immer einen sehr großen Hut mit breiter Krempe.

Den schwenkt er hinter den Händlern her und ruft hinter ihnen her: „Dieser Hut macht alles gut!“

Die bleiben stehen, horchen und gehen zu ihm zurück; den Hut können sie bei ihren Geschäften gebrauchen.

„Nu, Jemmrich, wat wiste hebban vor dem Hut? Wollen wir machen noch e Jeshäft!“

„Den Hut verkaufe ich nicht, der bringt alles wieder ein.“

„Nu, können wir brauchen dem Hut, werden dir jeben fufzig Doaler.“

„Na, ihr habt schon so viele Geschäfte mit mir gemacht und mich soviel verdienen lassen, so will ich euch den Hut schon lassen.“

Die fünfzig Taler tun ihnen zwar leid, aber der Hut ist ja doch viel mehr wert und wird alle Verluste im Handel wieder einbringen.

Jemmrich aber ging mit seinem Gelde schnell nach Hause.

„Diesmal hab' ich die Juden aber reingelegt.“

Die Juden vertrauten auf ihren Wunderhut und machten allerlei gewagte Geschäfte, bei denen sie immer wieder reinfielen.

Endlich kamen sie zur Erkenntnis, wessen Schaden der Hut gut gemacht hatte.

„Hat uns betrogen der Jemmrich mit den Hut; wollen wir hin, ihn bestroafen“, sprachen sie.

Jemmrich sieht sie von weitem kommen, nimmt ein Stück Holz und ein Beil, setzt sich hin und haut daraus einen Keil.

So treffen ihn die Juden.

„Guten Tag, Jemmrich! Nu, wat machste da?“

„Dank auch schön, meine Herren! Ihr seht, ich mache einen Keil!“ und er dreht ihn hin und her, haut ein bißchen dran, mißt, haut wieder und läßt sich durch ihre Anwesenheit nicht abbringen, als hätte er es sehr eilig.

Neugierig treten die Juden näher und sehen ihm zu.

„Nu, wat is mit den Keil?“



Mit geheimnisvoller Stimme antwortet er: „Ihr wißt, meine Frau ist schon alt. Da will ich sie umarbeiten. — Ich liebe die Jungen!“ setzt er verschmizt lächelnd hinzu.

Die Juden gucken sich bedeutsam an, hatte doch jeder von ihnen ein altes Zankfeisen und eine rechte Vogelscheuche zu Hause.

„Zehst es denn mit den Kiel?“

„Ja, daß ist ein Zauberkeil; der ist vom Holz einer Bappel, die über dem Grabe eines Räubers gewachsen und in der Geisterstunde der Johannisnacht gefällt ist.“

„Zemmrich, verkoop uns dem Kiel; werren wir dir schweres Geld jeben!“

Der hört nicht drauf und arbeitet ruhig weiter, bis der Keil fertig ist.

„So, nun ist er richtig!“

Die Juden bestürmen ihn aufs neue: „Werren wir dir jeben hundert Doaler!“

Schließlich macht er den Handel.

„Wie wird es denn aber jemacht?“

„Ganz einfach: man steckt die Alte abends in den Ofen, schlägt ihr den Keil von hinten rein, zieht ihn nach einer Weile wieder raus und läßt sie bis zum Morgen im verschlossenen Ofen. Dann ist sie jung, hübsch und schön.“

Nun eilen die Juden nach Hause, denn es fängt schon an zu dunkeln.

„Werren wir uns machen e junge Frau, e schöne Frau, e faine Frau!“

Und der Wunderkeil geht von Hand zu Hand.

Zu Hause gehn sie gleich an die Arbeit und können den Morgen kaum erwarten.

Aber o Schrecken! Die alten Weiber sind mausetot, und junge sind auch nicht da.

„Nu wath, hat uns der Zemmrich wieder betrogen! Wollen wir ihm gleich schlagen tot!“

Der hat sich schon gedacht, daß sie kommen werden, und wie er sie von ferne sieht, ruft er: „Mutter, nun wird's schlimm! Nim schnell die Betten aus der Kammer und leg' sie auf dein Bett! Ich leg' mich aufs Stroh, und du deckst mir ein weißes Laken über. Stellst dich ans Bett und weinst, sagst den Juden, ich bin tot.“

„Wo is er, der Zemmrich?“ schreien sie schon vor der Tür.

„Nachte, nachte, der ist doht!“ schluchzt sie.

„Wo hat sie ihm denn hingelegt? Wir möchten ihn nochmal jern sehen.“

„Doar in der Koamer licht hei.“

Sie gehen hinein und sehen ihn da unter dem Laken. Greift einer einen Stoc aus der Ecke: „Biste toht, Betrieger? Sollst noch haben einem Denzettel!“ und schlägt ihm übers Nasenbein.

Judem springt Jemmrich auf, drückt ihm die Hand, küßt den Stoc, umarmt den Juden und tut, als wollte er ihn küssen.

„O, was hab' ich für einen feinen Stoc, der macht je Lete lebendiq! O, was hast du mir Gutes getan!“

Greift den Stoc und springt mit ihm in der Stube herum.

„Mein schöner Stoc, mein schöner Stoc!“

Die Frau wischt sich die Tränen ab und springt beinahe auch vor Freude, während die Juden verdutzt auf ihn schauen.

Mit eins spricht einer: „Du, Jemmrich, verkoop uns dem Stoc! Kannst wieder machen e gutes Geschäft.“

„I wie werd' ich den Stoc verkaufen, der solche Wunder tut! Ich werde damit ein reicher Mann.“

„Nu, Jemmrich, wat willst mit den Stoc. Werren wir dir jeben viel Geld, kannst kaufen eine andere Kuh, eine faine Kuh, kannst kaufen ein Pferd und einen fatnen Wagen, kannst alles kaufen, was du willst. — —

Jemmrich, werren wir dir jeben dreihundert Doaler. Nimm Geld!“

„Na, denn will ich ihn euch schon lassen, weil ihr meine Freunde seid. Ihr kommt ja weiter in der Welt rum als ich.“

Sie zahlten die dreihundert Taler und zogen fröhlich fort.

In der Hauptstadt war die Tochter des Königs gestorben. Er war so traurig darüber und hatte dem, der sie wieder lebendig machen würde, eine große Belohnung versprochen.

Da sprachen die Juden: „Sind werr grad zur rechten Zeit jekommen zum Jemmrich. Kennen wir verdienen schenes Geld, werren wir die Prinzessin leben auf und rathe Leute werren.“

Sie ziehen sich fein an und gehen zum Könige, lassen sich melden als Wunderdoktoren, die die Prinzessin lebendig machen könnten.

Der König freute sich zwar sehr, aber er traut den Juden nicht. Darum befaß er heimlich den Dienern: „Führt die Männer zur Prinzessin, aber verschließt die Türen und bewacht sie. Ich glaube eher, daß sind Diebe, als daß sie die Tote erwecken können.“

Die drei gehen nun an die Arbeit. Der erste schlägt ihr über die Stirn, aber die Prinzessin rührt sich nicht. Da nimmt der zweite den Stock und tritt auf die andere Seite. Doch auch nach seinem Schlag bewegt sich die Tote nicht, nur sieht sie noch verunstalteter aus.

Spricht der dritte: „Jetzt doch her dem Stock. Weiß ich doch, wie ich hab jeleben dem Jemmrich!“ Er schlägt ihr über die Nase, daß sie gebrochen und zerquetscht wird. Aber auch sein Mühen war umsonst.

Da kriegen sie's mit der Angst, aber raus können sie nicht.

Morgens kommt der König und sieht, wie die Tote zugericht ist.

„Dachte ich es doch, daß es Betrüger und Diebe wären. Bindet sie und werfet sie ins Gefängnis!“

Und sie wurden zu drei Jahren verurteilt.

Jemmrich war vergnügt, denn nun hatte er ja für lange Zeit Ruhe, und er war nicht mehr der arme Mann.

Aber die Jahre vergingen, und die Juden wurden freigelassen.

„Wollen wir dem Hund, dem Jemmrich, verseepe!“ war ihr erstes Wort, und mit einem großen Sack ellen sie zu ihm.

Es war im Winter, der Frost gting hart. Flüsse und Seen waren zugefroren.

Jemmrich sitzt behaglich am warmen Ofen; da stehen die zornigen Juden vor ihm.

„Werren wir dir verseepe, du Hund, du Schwindler, du Lump! Jetzt kannst nicht mehr wech!“ schreien sie auf ihn ein.

„Wenn's nicht anders sein kann, meinerwegen“, spricht Jemmrich ruhig.

Sie packen ihn, stecken ihn in den Sack, binden ihn fest zu und schleppen ihn zum See.

Doch der ist zugefroren, und so gehen sie alle drei nach einer Art.

Währenddem kommt ein Herr in einem fetten Schlitten angefahren.

Da schreit Jemmrich immerfort: „Ich soll Bürgermeister werden und kann nicht schreiben und lesen!“ und wälzt sich dabei.

Der Herr wird aufmerksam, hält an und fragt ihn, warum er im Sack steckt.

„Ich kann schreiben und lesen, möchte auch schon gern Bürgermeister werden“, sagt er drauf.

„So tauschen wir.“

Nachdem der Tausch vollzogen ist, sagt Jemmrich noch schnell: „Es kommen drei Herrn, die werden dich zur Bürgermeisterei hinbringen. Ich werde währenddem die Pferde bewegen!“ und fährt davon.

Nun kommen die Juden, schlagen ein Loch ins Eis und packen den Sack.

„Ich will gern Bürgermeister werden, kann auch schreiben und lesen“, spricht der im Sack.

„Wir werren dir schon bebürgermeistern“, lachen sie höhnisch und stoßen ihn hinaus und sind fröhlich wie lange nicht. Endlich haben sie doch ihre Rache genommen!

Aber wie staunen sie nach einigen Tagen!

Ganz langsam fährt an ihrem Hause, da sie gerade vor der Tür stehen, der Jemmrich in einem feinen Schlitten mit stolzen Rappen vorbei, und die Schellen klingen so silberhell, und er sitzt so stolz wie ein Graf.

„Is das nich der Jemmrich, dem wir verseept haben?“ fragt einer den andern.

„Nu frailich is er's!“

Und als Jemmrich zum zweitenmal vorbeikommt, rufen sie ihm schon von weitem entgegen: „Ja, Jemmrich, Gotts Wunder, halt doch een bißchen still!“

„Wie biste gekommen aus den See, wir haben dir doch verseept, und woher haste die scheenen Pferde?“

„Die hab' ich auf dem Grunde des Sees gefangen, da waren so viele! Ich konnte nur nicht mehr greifen. Aber wenn da so drei wären, wie ihr seid, die könnten eine ganze Herde fangen.“

„Jemmrich, verseepe uns doch uch, kriegst all unser Feld!“

„Dann steigt nur auf!“

Und er fuhr mit ihnen nach Hause, nahm die Art und schlug ein Loch in den See. Dem ersten gab er einen Stoß.

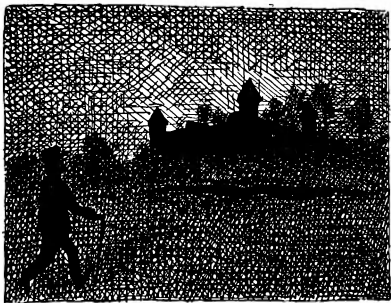
„Hu, hu!“ schrie er bei dem kalten Bad.

„Wah, er ruft schon!“ sagten die andern und sprangen ihm nach, und Jemurich schob sie schnell unters Eis. Nun hatte er endlich Ruhe.

Von dem Geld kaufte er sich ein großes Stück Land und wirtschafte gut, so daß er ein angesehenener Mann wurde.

Darin lebt er heute noch, wenn er nicht in der letzten Stunde gestorben ist.

Drei Scherzmärchen.



Die verstorbenen Ritter in der Bütower Burg.

In Bütow ist eine alte Ritterburg.

Da gehen heute noch die Geister der toten Ritter um und halten Feste und Feiern. Manchmal reiten sie auch aus zu Kämpfen und Siegen.

Wenn du sie einmal sehen willst, dann mußt du in der Geisterstunde zu Neumond ganz allein hingehen und darfst auch niemand etwas erzählen.

Und wenn es 12 Uhr ist und du die ganze Stunde gewartet hast, dann — ja, dann siehst du, daß sie bei Tage mehr erzählen als in der Nacht.

Der alte Bauer und die alte Gule.

Es war einmal ein alter Bauer, der hatte eine alte Gule.

Der Bauer war klug, und die Gule war auch klug.

Manchmal setzte sich der Bauer vor das Bauer und guckte in das Bauer und sah die Gule an und rauchte seine Pip.

Und die Gule im Bauer guckte aus dem Bauer und sah den Bauer an.

Und dann?

Ja, das weiß ich auch nicht!

Ein kleines Märchen.

Ich weiß ein ganz kleines Märchen. Das ist so klein, daß es schon zu Ende war, als ich anfangen wollte.

Darum muß ich schon aufhören.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Vorwort	3—4
Der segnende Reiter	5—6
Der weiße Wolf	6—11
Wie der Kuhhirt den Teufel betrog	11—17
Vom Schäfer Wilhelm	17—28
Wie der Hund mit dem Wolf Krieg führte	29—32
Der bestrafte Dieb	32—35
Der starke Johann	35—47
Der schlaue Bauer	47—51
Vom Schuster und seiner faulen Frau	51—54
Wie ein Arbeiter durch sein böses Weib König wurde	55—60
Hans Bär	60—70
Der arme Jemmrich	70—77
Drei Scherzmärchen	77—78
Die verstorbenen Ritter in der Bütower Burg	77
Der alte Bauer und die alte Gule	78
Ein kleines Märchen	78

Vom Verfasser erschienen:

Heimatmärchen

aus Danzig und Pommerellen
mit Buchschmuck von Rudolf Schwalm

Gebunden 1,45 Reichsmark

Broschürt 1,20 Reichsmark

Heimat sagen

aus Danzig und Pommerellen
mit Buchschmuck von Wald. Hannemann

Gebunden 1,45 Reichsmark

Broschürt 1,20 Reichsmark

Zu beziehen vom
Verlag A. W. Kafemann G. m. b. H. in Danzig
und vom Verfasser.

Beide Werte
wurden von Behörden und Presse
günstig beurteilt.

BIBLIOTEKA
MUZEUM POMORZA ŚRODKOWEGO
w SŁUPSKU

K-11-614

BIBLIOTEKA
MUZEUM POMORZA ŚRODKOWEGO
w SŁUPSKU

k-11-614